

gemeindereferentinnen
bundesverband

das magazin

Verantwortungsvoller Widerstand

Transparent Regeln brechen



● **GEHEN ODER BLEIBEN**

Studien zum Kirchenaustritt

● **AACHEN**

Heute bei Dir? – Und wir?

● **ROTTENBURG-STUTTGART**

Suche nach Neuausrichtung

● **GESAMTPASTORALER ANSATZ**

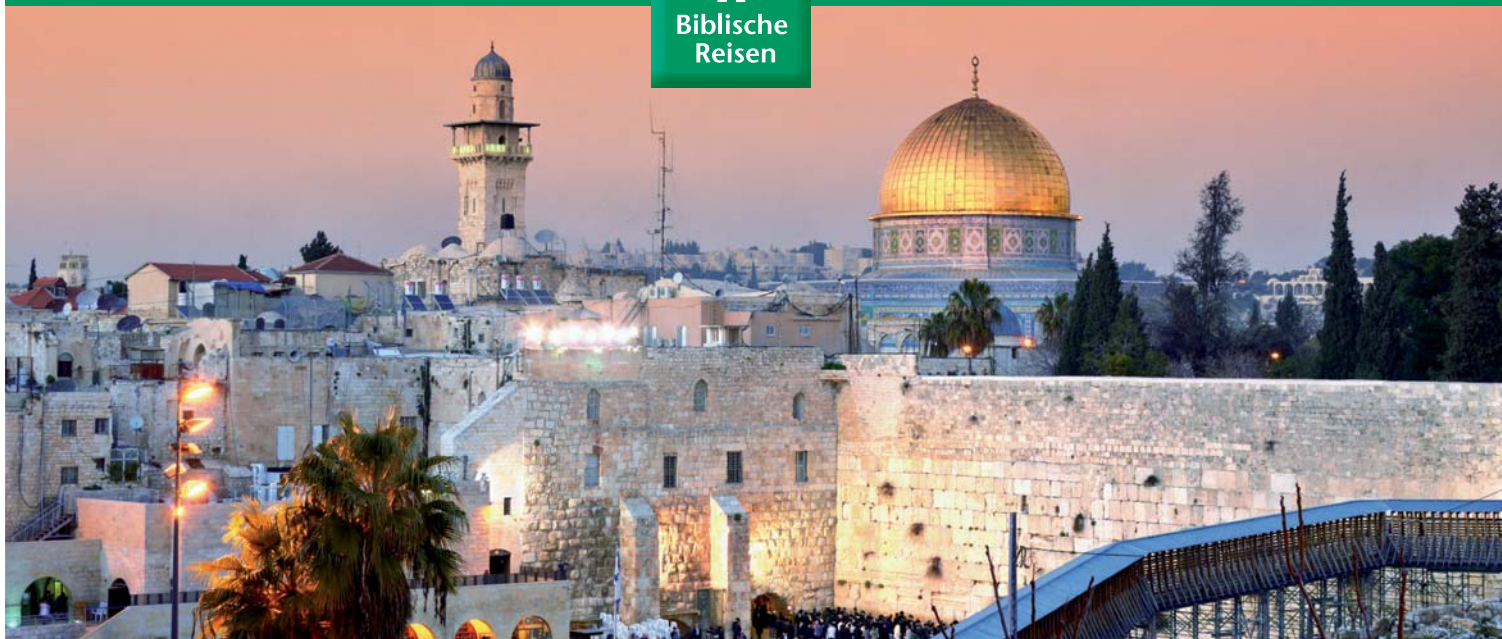
Perspektive mit Zukunft?

● **73 OUVERTÜREN**

Ein literarischer Zugang zur Bibel

● **#TUNWIRWAS**

Ein Zwischenruf



GRUPPENREISE INS HEILIGE LAND

Das Heilige Land – Israel und Palästina – gehört zu den wichtigsten Reisezielen für Gemeindegruppen. Bei einer Reise zu den Orten und Landschaften der Bibel und an die Wirkungsorte Jesu werden biblische Geschichten lebendig und gewinnen neue Bedeutung. Gottesdienste und Begegnungen können solch eine Reise zusätzlich bereichern und so ein echter Gewinn für die Gemeindarbeit sein. Nutzen Sie unsere Kontakte aus 56 Jahren Erfahrung.

Wir empfehlen Reisen in der preisgünstigen Nebensaison an frei wählbaren Reisetterminen zwischen 25.11. und 21.02. (außer Weihnachten und Silvester). Sprechen Sie uns an – gerne erstellen wir ein individuelles Angebot für Ihre Gemeindereise, Pilger-, Chor- oder Fortbildungsreise zu Ihrem Wunschtermin.

Winterangebot 2019/20

Auf einen Blick

- Beliebter Reiseverlauf für eine erste Reise ins Heilige Land
- Besuch der wichtigsten christlichen Gedenkort
- Begegnungen und Gottesdienste nach Wunsch

8-tägige Rundreise

Tel Aviv – See Gennesaret – Berg der Bergpredigt – Tagbha – Kafarnaum – Midgal – Sepphoris – Nazaret – Akko – Taufstelle Jesu – Qumran – Jerusalem – Betlehem – Yad Vashem – En Karem – Tel Aviv

Preisindikator für Gruppen ab 25 Teilnehmern:
ab € 1.275,- pro Person
inklusive Linienflug, Übernachtung/Halbpension, Rundreise inkl. aller Eintritte lt. Programm, qualifizierte deutschsprachige Reiseleitung

Facetten des Heiligen Landes

Auf einen Blick

- Abwechslungsreiches Programm auch für Kenner und Wiederholer
- Kleine Wanderungen
- Mittagessen im Weingut
- Begegnungen in einem Kibbuz und mit Christen in Jerusalem

10-tägige Rundreise

Tel Aviv – Jafo – Saron – Cäsarea am Meer – Muchraka – Akko – Berg der Bergpredigt – Kafarnaum – Chorazin – Zefat – Banjas – Taufstelle Jesu – En Gedi – Totes Meer – Wüste Juda – Betlehem – Battir – Jerusalem – Tel Aviv
Preisindikator für Gruppen ab 25 Teilnehmern, bei größeren Gruppen entsprechend günstiger:
ab € 1.950,- pro Person
inklusive Linienflug, Übernachtung/Halbpension, Rundreise inkl. aller Eintritte lt. Programm, qualifizierte deutschsprachige Reiseleitung

EINFÜHRUNGSREISEN

Gerne laden wir Sie auf eine kompakte Informationsreise für Gruppenverantwortliche ein. Erfahrene Reiseleiter und Mitarbeiter von Biblische Reisen beraten Sie vor Ort zu inhaltlichen Möglichkeiten, Programmen und zur Hotelauswahl. Der Sonderpreis wird bei der Durchführung einer Gruppenreise erstattet.

■ Armenien	03.05.-10.05.2019
■ Sri Lanka	13.05.-20.05.2019
■ Sardinien	September 2019
■ Wales	23.09.-27.09.2019
■ Baltikum	16.10.-22.10.2019
■ Georgien	05.10.-12.10.2019
■ Kalabrien	07.10.-11.10.2019
■ Irland	14.10.-20.10.2019
■ Andalusien	04.11.-09.11.2019
■ Ägypten m. Nilkreuzf.	06.11.-12.11.2019
■ Griechenland	11.11.-16.11.2019
■ Israel/Palästina	21.11.-27.11.2019

Die ausführlichen Programme senden wir Ihnen gerne zu oder Sie finden diese auf www.biblische-reisen.de/gruppenreisen

JETZT GRATIS BESTELLEN:

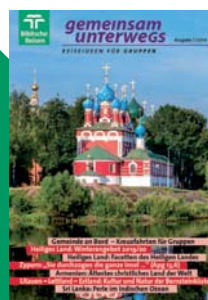
- Gemeinsam unterwegs – Reiseideen für Gruppen mit Flug, Bus und Schiff – weltweit
- Kultur- und Studienreisen 2019
- Kreuzfahrten auf Flüssen und Meeren 2019

Wir beraten Sie gerne persönlich
Telefon: 0711/61925-0
E-Mail: gruppen@biblische-reisen.de



Ihr Spezialist für massgeschneiderte Gruppen-, Studien- und Begegnungsreisen sowie Kreuzfahrten weltweit

Biblische Reisen GmbH
Silberburgstr. 121 · 70176 Stuttgart
www.biblische-reisen.de





Regelbruch

Liebe Leserinnen und Leser,

die Reaktionen auf das letzte Magazin (Verbrechen und Vertuschung – Aspekte zu Missbrauch in der Kirche) waren so zahlreich wie noch nie und deshalb finden Sie im aktuellen Magazin auch eine ganze Reihe von Leserstimmen dazu.

In der Ausgabe 1/2019 geht es nun um Denkanstöße zum Thema: Was tun, als Mitglied einer Organisation oder eines Unternehmens, wenn man offensichtlich wahrnimmt: Da läuft was schief! Hinweise von Wolf Lotter in der Zeitschrift »brand eins« gehen der Frage nach: »Was braucht man, um vom Querdenker zum Bessermacher zu werden?«

Wir haben den Artikel zusammen mit »3 Fragen an« vor ein paar Wochen an insgesamt acht Personen geschickt. Nur von einem, Bernd Mönkebücher, haben wir Antworten erhalten. Diese Antworten sind ausführlicher als sonst üblich und sie haben es in sich! Die anderen Angefragten haben sich entschuldigt und bedauert, dass sie es zeitlich nicht schaffen, zu antworten. Einige davon (vor allem aus diözesanen Chefetagen) teilten aber ausdrücklich mit, dass sie das Thema wichtig finden und auch, dass wir sie gern ein andermal wieder anfragen dürfen.

Eine passende Ergänzung zum Schwerpunktthema »Regelbruch« sind Ergebnisse von Studien zum Kirchenaustritt bzw. zur Kirchenbindung. Über die Ergebnisse von zwei aktuellen Studien finden Sie Berichte in diesem Magazin.

Aufgenommen haben wir – da wir darum gebeten wurden – auch den Artikel »Wie geht es weiter mit den Gemeinden?« Er kann Anregungen geben zum gesamt pastoralen Ansatz und ist ein Beitrag zur Frage der Berufsbezeichnung. Unser bisheriger Eindruck ist, dass das Thema »Berufsbezeichnung« die Gemüter der Gemeindeferechten/innen wenig bewegt und auch der in diesem Artikel wieder einmal auftauchende Vorschlag, alle Mitarbeiter/innen in der Pastoral als Seelsorger/innen zu bezeichnen, bewirkte bisher keine tendenziell positive Resonanz. Anscheinend ist das Thema hier und da wieder im Gespräch. Der Artikel dient somit als Diskussionsbeitrag.

Wir wünschen Ihnen eine anregende Lektüre und freuen uns, wenn Sie uns auch zu dieser Ausgabe Rückmeldungen zukommen lassen.

● REGINA NAGEL & PETER BROMKAMP

INHALT

- ▶ Editorial ----- S. 3
- ▶ Titel ----- S. 4
- ▶ Kirche ----- S. 15
- ▶ Bistümer ----- S. 24
- ▶ Gemeinde ----- S. 26
- ▶ Leserstimmen ----- S. 32
- ▶ Literatur ----- S. 34
- ▶ Glosse ----- S. 38
- ▶ Impressum ----- S. 38



Widerstandsbewegung

Es heißt: Wer die Regeln brechen will, muss sie kennen. Doch was braucht man, um vom Querdenker zum Bessermacher zu werden?

• von Wolf Lotter

1. Regeln

Wo immer man heute hinkommt, ist von der Veränderung die Rede. Kaum jemand glaubt daran, dass alles so bleibt, wie es ist. Jetzt müsste man langsam mal was machen. In Bewegung kommen.

Doch viele bleiben lieber ganz ruhig, mucksmäuschenstill. Bei der Transformation herrschen, so scheint es, die Spielregeln des Beamten-Mikados, sie wissen schon: Wer sich als Erster bewegt, hat verloren. Beim Transformations-Mikado verliert, wer anfängt. Die alten Regeln und die sie tragende Kultur erzeugen Querulanten, Störenfriede und Gestörte. Es ist Zeit, danach zu fragen, warum das so ist, wozu das führt und was man dagegen tun kann. Der erste Schritt zur Besserung ist die Kenntnis der bestehenden Regeln. Also: Was wird hier überhaupt gespielt?

2. Pferdediebe

Im Jahr 1808 veröffentlichte die literarische Zeitschrift »Phöbus« einen Auszug aus der Novelle »Michael Kohlhaas« des Dichters Heinrich von Kleist, die im 16. Jahrhundert spielt. Der brandenburgische Pferdehändler Kohlhaas ist mit prachtvollen Rössern auf dem Weg nach Sachsen, wo sie verkauft werden sollen. Doch unterwegs stellen ihn die Schergen des Junkers Wenzel von Tronka – er brauche für die Durchreise einen Passierschein. Da Kohlhaas keinen hat, muss er ihm zwei der guten Reitpferde als Pfand überlassen. In Sachsen angekommen, erfährt er, dass die Sache mit dem Passierschein eine Finte war – und seine als Pfand überlassenen guten Reitpferde für schwere Feldarbeit missbraucht worden sind. Aus edlen Rössern wurden Schindmähren, die keinen Wert mehr haben und mit denen man nirgends mehr hinreiten kann.

Kohlhaas ist wütend, wendet sich an den sächsischen Kurfürsten, doch dann geschieht, was auch die Käufer deutscher Dieselfahrzeuge kennen: Die Macht maulschelt, der Junker von Tronka und der Kurfürst biegen die Sache so, dass Kohlhaas der Geprellte ist. Nachdem seine Frau dem Streit zum Opfer fällt, läuft Kohlhaas Amok. Er stellt eine Söldnertruppe zusammen, brennt die Burg des verhassten Junkers von Tronka

nieder und zieht marodierend durchs Land. Unter diesem Druck lenkt der Kurfürst von Sachsen schließlich ein und gestattet einen neuen Prozess. Das Gericht anerkennt schließlich das Unrecht, das Kohlhaas widerfahren ist. Aber wegen seiner Gewalttaten wird er zum Tode verurteilt.

Die Macht ist fein raus, der Störer beseitigt. Allerdings können sich die Mächtigen ihrer Macht nie sicher sein, solange es Leute wie Kohlhaas gibt – und das gilt sogar dann, wenn die sich nicht mehr bewegen können. Kleist beendet seine Novelle mit einer genialen Pointe: Kohlhaas wird prophezeit, wann und mit wem die Dynastie des Kurfürsten untergehen wird. Der Zeitpunkt des Todes und des Untergangs der Macht steht fest. Doch Kohlhaas vernichtet die Beweise dafür noch als Delinquent kurz vor der Hinrichtung und nachdem der Kurfürst von der Prophezeiung erfahren hat. Kohlhaas nimmt also dieses Geheimnis mit ins Grab – und der Kurfürst lebt fortan in ständiger Unruhe und Angst. Er bricht zusammen. Fast schon ein Happy End.

3. Regelbrüche

Thomas Mann hat »Michael Kohlhaas« die »vielleicht stärkste Erzählung deutscher Sprache« genannt. Die Geschichte führt Ursache und Wirkung des Unrechts vor Augen. Sie ist eine Aufforderung zum Ungehorsam und gleichzeitig eine Mahnung vor seinen Folgen – die Paradoxie des Regelbruchs. So lesen die einen den Michael Kohlhaas als Revolutionsoper, die anderen verstehen darin das genaue Gegenteil: Widerstand, so die im Sinne des Transformations-Mikados wohl üblichere Lesart, ist zwecklos, ganz gleich ob gegen Regel, Kurfürst oder Management. Das System gewinnt immer.

Diese Denkart ist dem Germanisten und Kohlhaas-Kenner Paul Michael Lützeler aufgefallen, der in seiner klugen Interpretation des Kleist-Stoffes aufzählt, wer sich alles auf den Kohlhaas als Vorbild berufen hat: die Nationalisten des Wilhelminismus, die Nazis und ihre SS, die Kommunisten in ihrem Parteiblatt »Rote Fahne« und schließlich die 68er-Bewegung, die in ihm einen »märkischen Che Guevara« und »das Idealbild des Super-Republikaners« sah – mit einem Lebenslauf, der

als Handlungsanleitung für die rebellionsfreudige Studentenbewegung perfekt passt, wie Lützelers schreibt. Ob links, rechts oder mittendrin, Kohlhaas, der Querdenker und Widerstandskämpfer, stiftet die Identität für alle, die glauben, sie wären Querdenker und befänden sich im Widerstand zum »herrschenden System«. Das gilt ebenso für die zeitgeistige Politik und den revolutionären Pathos wie für Transformationsarbeiter und Querdenker im Unternehmen. Für alle, die die bestehenden Regeln verändern wollen, weil sie nicht mehr tragen.

Kohlhaas ist ein Transformati-onsthema, wie es im Buche steht. Kleist hat die Geschichte als Parabel des Widerstands gegen die französischen Besatzungstruppen geschrieben, die im Namen der Revolution und Brüderlichkeit, Freiheit und Gleichheit fast ganz Europa besetzt hielten. Kaum je zuvor und danach hat sich die Geschichte der Menschen in Europa so schnell gedreht wie zwischen 1789 und 1815, als die alten Regeln durch neue ersetzt wurden. Auch Kohlhaas lebt in solchen Zeiten, in »jenen Dekaden des frühen 16. Jahrhunderts, als sich der absolutistische Staat zu etablieren beginnt«, schreibt Lützeler. Man steckt zwischen den Regeln des Mittelalters und denen des neuen Staates, der einen totalen Machtanspruch hat.

»Im absolutistischen Staat ist der Selbsthilfe kein Raum mehr gegeben«, so Lützeler. Die aber ist im Mittelalter die übliche »Widerstandspraxis«. Wenn die alten Regeln und ihre Hüter nicht mehr für Gerechtigkeit sorgen können oder sich ihr Handeln als verwerflich herausstellt, dann hat jeder das Recht auf Widerstand. Der Staat der Neuzeit hingegen hat immer recht. Wer ihn infrage stellt, kommt darin um. Im 16. Jahrhundert wird dafür das ideologische Fundament gelegt, das bis heute nachwirkt, etwa von Martin Luther, der »das Widerstandsrecht des Einzelnen grundsätzlich verneint« und die »Erlaubtheit des Tyrannenmordes verwirft«, wie Lützeler anmerkt. Eine fantastische Wendung: Der Querdenker Luther, der durch das System fast umkommt, erklärt andere Querdenker zu Querulanten. Wer das für verrückt hält, kennt die Grundregel aller Regelbrecherei nicht.

4. Querulanten

Die ist eine Lektion, die man kennen sollte, wenn man sich daranmacht, die Regeln zu ändern. Es gibt nämlich ein paar Regeln für den Regelbruch.

Die wichtigste lautet: Ganz gleich, wofür man sich hält, für einen Heiligen, einen Neuerer oder Revolutionär, das Urteil treffen andere. Und diese anderen sind

die, die in der Organisation und der Gesellschaft das Sagen haben, dort groß geworden sind und von den bestehenden Regeln meist profitieren. Es handelt sich dabei um Leute, die man auch aus der klassischen Literatur kennt, Kurfürsten und Junker, also Führung und mittleres Management, sowie deren Schergen, also der Großteil der restlichen Mitarbeiter, die vom Wohlwollen ihrer Vorgesetzten abhängig sind – und die oft genug keinerlei Interesse an Veränderungen im Unternehmen haben. Der Regelbruch macht also eher einsam, und wer sich beliebt machen will, sollte die Finger davon lassen.

*Der Regelbruch
macht also eher
einsam, und
wer sich beliebt
machen will, sollte
die Finger davon
lassen.*

Querdenker liegen, das sagt schon der Name, quer zur üblichen Logik der Organisation. Das bedeutet in der Praxis, dass Leute, die sich möglicherweise selbst für eine revolutionäre Avantgarde der Wissensgesellschaft und digitalen Transformation halten, von anderen als Spinner, Störer und Querulanten gesehen werden. Vor allen Dingen Letzteres ist gefährlich, und das ist amtlich.

Zu Lebzeiten Kleists, im Jahr 1793, entstand in der »Allgemeinen Gerichtsordnung für die Preussischen Staaten« ein Paragraph gegen »diejenige Partheyen, welche sich der vorgeschriebenen Ordnung nicht unterwerfen« und »Collegia und Vorgesetzte« – »offenbar grundlos und widerrechtlich (...) belästigen«. Wer also wiederholt Widerworte gibt, weil er meint, im Recht zu sein und der Rest der Truppe nicht, gilt von rechts wegen als »muthwilliger und boshafter Querulant«, dem man den Prozess machen soll.

Natürlich gibt es Spinner, Nervensägen, Verschwörungstheoretiker. Doch wer Neues und Alternatives denkt, ist eben von Haus aus Außenseiter. Behandelt man solche Leute grundsätzlich als Verrückte, ist man reaktionär im Wortsinn. Man unterstellt der Veränderung und den Veränderern irre zu sein. Und davon wird rücksichtslos Gebrauch gemacht, wenn man sich Kritiker und Regelbrecher vom Leibe halten will.

In totalitären Systemen, den alternativlosen Welten, wandern Andersdenkende meist ins Zuchthaus, sie werden kriminalisiert, ganz so, wie es die alte preußische Gerichtsordnung hergibt. Der Nachteil dieser Methode ist allerdings, dass das Unrecht offensichtlich ist. Subtiler und wirkungsvoller ist es, Querdenker und Regelbrecher zu Spinnern zu machen, sie zu pathologisieren. In Diktaturen landet man damit im Irrenhaus, in Organisationen abseits der Wahrnehmungsgrenze. Dass Andersdenkende spinnen, davon gehen die Etablierten aus, denn sonst würden solche Leute ja kaum gegen die Mehrheit und das Management anschwimmen. Querdenker sind also Gestörte.



Der Psychoanalytiker Arno Grün, der stets die Bedeutung des Querdenkers für Innovation und Vielfalt betonte, hat das im Jahr 1998 in einem Interview mit der Wochenzeitung »Die Zeit« auf den Punkt gebracht: »Wer an den Hebeln von institutioneller Macht sitzt (...), sagt sich ab einem bestimmten Moment: Weg mit unbequemen Leuten! Aufräumen mit Hirngespinnsten! Sauberen Tisch machen mit Querulanten!« Die »Technokraten ohne Mitgefühl« seien überall, so Grün, einer der bedeutendsten Fürsprecher für Autonomie und Selbstbestimmung im 20. Jahrhundert. Aber die Regelbrecher, Querulanten, »Provokateure und Nestbeschmutzer«, so Grün, wären unerlässlich für jede Veränderung. Und sie weisen die Machthaber auf etwas hin, was ihnen grundsätzlich missfällt: dass sie infrage gestellt werden können.

Diese Transformation ist also ein Trick, um mehr aus den Leuten rauszuholen und dabei alles beim Alten zu lassen.

5. Die böse, böse Systemfrage

In Transformationszeiten wird das klar erkennbar. Für die Führung ist das ein Dilemma. Es muss sich was ändern, ohne dass sich im System etwas bewegt, die alte Mikado-Geschichte also. Man fordert die Mitarbeiter auf, die Regeln zu brechen, Alternativen zu ersinnen. Jahrzehntlang haben die Organisationen sich Menschen gesucht, die »gut zu ihnen passen«, also konformistisch sind. Und nun fordern sie diese Konformisten auf, anders zu sein und die Regeln zu brechen, jedenfalls ein ganz kleines bisschen, ah, Vorsicht!, das war jetzt schon zu viel, soll das etwa Kritik an unserer Führung sein?

So war das nicht gemeint, ihr Querulanten! Wenn ihr querdenkt, dann sollen dabei neue Produkte und

Dienstleistungen rauskommen! Mehr kreatives Gleiches, nicht etwas grundsätzlich anderes! Es geht, um es kurz zu machen, um simple Effizienz, Optimierung, nicht etwa um andere Regeln und Bedingungen. Diese Transformation ist also eine Mogelpackung, ein Trick, um mehr aus den Leuten rauszuholen und dabei alles beim Alten zu lassen. Schlecht für die Kurfürsten, dass das »die Leute« immer öfter merken: »Querdenken bei

inhaltlichen Themen ist oft erwünscht«, schreibt eine Frau auf Twitter, »Aber auf keinen Fall oder selten bei Struktur oder Prozessen.« Ein anderer Diskutant in den sozialen Netzwerken beschreibt das so: »Mal Hand aufs Herz: Niemand will einen echten, permanenten Querdenker. Gesucht werden selektive Querdenker, die nur bei einzelnen Themen querdenken, oder situative Querdenker, also Personen, die in bestimmten Momenten querdenken. Beides ist leichter zu steuern.«

Nun führen diese Pseudo-Querdenkereien zu Pseudo-Lösungen, Pseudo-Innovationen und Pseudo-Realitäten. Das ist schon in ruhigeren Zeiten so, beschleunigt sich aber unter dem Druck der Transformation ganz erheblich. Wo über den Regelbruch nur geredet wird, also bloß eine Simulation der Veränderung stattfindet, verhärten sich allmählich die Fronten. Denn die Angepassten hören nicht auf, sich anzupassen, nur weil jemand sie zum Gegenteil ermuntert. Die meisten Kon-

formisten sehen sich selbst nicht so. Sie denken weder anders noch vor, aber sie glauben, es zu tun.

6. Konformisten

In solchen Fällen heißt es gern: Lasst doch mal die Jungen ran! Die sollen den Alten, den Etablierten, den Angepassten den Marsch blasen. Jungs-ein war immer die Garantie für angewandten Regelbruch. Revolutionäre, Veränderer, Querdenker sind immer frisch, flott und fit. Doch in der Wissensgesellschaft läuft das ein bisschen anders. Know-how und die Fähigkeit zum Selberdenken geben hier die innere Spannkraft. Und geistige Stubenhocker gibt es in allen Altersklassen. Bernhard Heinzlmaier, Jugendforscher in Hamburg und Wien und Geschäftsführer des Marktforschungsunternehmens T-Factory, weiß das gut. »Wir leben im Zeitalter



Foto: rawpixel@Unsplash

des Konformismus, und der betrifft eben auch die Jungen«, sagt er. Natürlich gebe es selbstbewusste Veränderer, die man sehr stark wahrnimmt, aber auch und wenig öffentlichkeitswirksam „sehr viele Angepasste, wenngleich den Angepassten das gar nicht so richtig bewusst ist“. Dass es für die Betroffenen und viele Beobachter anders aussieht, liege daran, dass es, so der Jugendforscher, „kein Konformismus der Regeln ist, bei dem man also genau das tun würde, was Vorschrift ist oder ‚das System‘ vorgibt. Der neue Konformismus geht nach innen, in die Gruppe. Man richtet sich an seinem eigenen sozialen Milieu aus.“

Das ist eine Art neuer Stammesgesellschaft, bei der man sich – siehe Bubbles und Peergroups – unablässig selbst bestätigt und das, was man in der engeren

Umgebung sagt und denkt, für einzig richtig und wahr hält: »Viele Jugendliche zeichnen sich dadurch aus, dass sie die Welt in Freunde und Feinde unterteilen. Entweder du gehörst zu meiner Gruppe, oder du bist mein Feind. Alle anderen werden erbarmungslos »gedisst«. Das sind, so Heinzlmaier, »unabhängig davon, wo sie sich selbst politisch verorten, alles Identitäre«.

Dabei entstünden neue Stammesgesellschaften, deren Mitglieder aber nicht etwa deshalb so fixiert auf die eigene Blase seien, weil sie alles glaubten, was dort behauptet wird: Wenn man genauer nachfrage, sagt Heinzlmaier, ergebe sich ein Bild, bei dem »durchaus pragmatische Nützlichkeitserwägungen im Vordergrund stehen. Man wird zum Mitläufer, weil es einem nützt.« Mitlaufen und Mitmachen schlägt Eigeninitiative. Das sei der Zeitgeist, und er präge auch die sozialen Milieus, die man einst »Mitte« nannte, weiß Heinzlmaier. Es finde ein Re-Grounding statt, ein Festklammern auf dem vermeintlichen »Boden der Tatsachen«, das, was einem sicher und fest erscheint.

Querdenker und Regelbrecher hätten alles andere als einen leichten Stand. »Sie gelten in den neuen konformistischen Milieus als Schädlinge, als Feinde, geradezu als Verräter.« In einem Interview, bei dem ein Proband gefragt wurde, ob es denn nicht gut sei, auch die Meinung anderer zu hören und sie mit der eigenen abzuwägen, bekam Heinzlmaier die Antwort, das sei Unsinn, denn »im Krieg kann man ja auch nicht die Fronten jeden Tag wechseln«.

7. Selbstbestimmt

Optimismus ist gut, wenn er nüchtern bleibt und die Realität erkennt. Zweckoptimismus macht sich leicht etwas vor. Nein, die Menschen sind nicht alle gleich begeistert von einer Welt der Vielfalt und Offenheit. Nein, die Ambiguitätstoleranz, die Fähigkeit, nicht mehr schwarz-weiß, sondern bunt zu denken, lernt niemand über Nacht. All das ist harte Arbeit, die leichter fiele, wenn unsere Kultur darauf vorbereiten würde. Niemand hat hier gelernt, mit Vielfalt umzugehen, auch wenn das oft behauptet wird.

Politik, Ideologie, Religion – sie alle bauen immer noch zu sehr auf dem Glauben an unverrückbare Regeln. Und in der Folge Menschen und Gesellschaften auch. Das Selbstbewusstsein, dass jeder Regeln selbst mitgestalten kann, entwickelt sich erst. Zu wenige haben etwas anderes gelernt, als sich an die Regeln zu halten oder sie heimlich zu umgehen. Regelbrecher müssen selber denken. Selber-Denken ist das Gegenteil von Konformismus, und es ist das einzige Gegengift gegen das Festklammern und Stehenbleiben. Regelbrecher müssen aber nicht nur wollen, sondern auch können: »Wer die Regeln brechen will, muss auch in der Lage sein, neue, für andere nachvollziehbare und bessere an ihre Stelle zu setzen«, sagt Heinzlmaier.

*»Regeln brechen soll man offen, denn jeder Profi
in der Organisation hat eine Widerstandspflicht,
wenn er auf Unsinn stößt. Man muss darauf hinweisen
und zeigen, dass es anders und besser geht.«*

Und das verlangt Menschen, die den Mut und die Geduld haben, Veränderung nicht mit dem Holzhammer, sondern mit dem Hirn voranzubringen.

8. Die Wildente

Das führt wie von selbst zum Mathematiker und Buchautor Gunter Dueck. Der ehemalige Chief Technology Officer von IBM Deutschland ist vielleicht der bekannteste, wahrscheinlich profilierteste Querdenker des Landes. Das hat viel mit seiner Rolle im Management des großen IT-Konzerns zu tun. Dueck galt dort nicht nur intern als Querdenker vom Dienst, und wer ihn dabei erlebt hat, weiß, dass das nie bloß eine Rolle war, sondern heiliger Ernst. Dagegen kann weder fremde noch eigene Ironie etwas ausrichten, wie man an seinem Spitznamen sieht, wild duck, die Wildente. So nannte man ihn, so nannte er sich selbst bei IBM. Eine Wildente ist kein zahmes Haustier, das man so einfach domestizieren kann, und nicht wenigen seiner Kollegen im Management ging das gewaltig gegen den Strich. Seit August 2011 ist Dueck bereits bei seinem ehemaligen Arbeitgeber in Rente – doch seine Nachwirkungen sind für alle, die dort und anderswo nach neuen und besseren Regeln suchen, allgegenwärtig.

Wie macht man das, Herr Dueck? Wie kriegt man es hin, nicht als Querulant in Rente zu gehen, sondern als Vorbild für Veränderer? Frisst die Revolution nicht immer ihre Kinder? »Ja, wenn sich die auf die Revolution nicht anständig vorbereiten, dann ist das so«, meint Dueck. Es braucht, wie es im Titel eines seiner Bücher heißt, »professionelle Intelligenz«, um die Regeln zu brechen und neue, bessere an ihre Stelle zu setzen: »Das System wird von Profis gestaltet, und deshalb müssen die, die das System verändern wollen, auch professionell denken und handeln.« Mit Romantik und einer Politik der Gefühle hat das nichts zu tun. Sondern mit Sachen, die fast ein wenig langweilig klingen: »Die meisten Regelbrecher achten nicht auf ihre Ressourcen«, sagt Dueck, »sie verausgaben sich. Aber man braucht Reserven, wenn man etwas verändern will. Sonst geht einem schlicht die Luft aus, und dann tut sich erst mal gar nichts.«

Wer nun glaubt, dass Dueck den Regelbrechern und Querdenkern empfiehlt, einen Guerillakrieg gegen »das System« zu eröffnen, der irrt sich. Im Gegenteil: »Man muss keinen Krieg gegen die Regeln führen, das ist ja Quatsch. Man muss die Regeln ehren. Man muss sie respektieren. Auch und gerade dann, wenn man sie nicht einhalten will.«



Foto: Nikolay Vasiliev@Unsplash

*»Man macht
keine Revolution der Revolution wegen,
sondern aus guten Gründen.
Und wenn man die mal erkannt hat,
hat man auch keine andere Wahl.«*

Das bedeutet beispielsweise, dass man nicht tut, was die in Gruppen gefangenen Konformisten machen, also nur ihre Regeln leben lassen und die der anderen verachten. Die anderen, die Manager, Kollegen, die Ordnungshüter, sind nicht der Feind. »Man muss offen sagen können, was man anders machen möchte, warum man – wohlüberlegt – eine alte Regel gegen eine neue ersetzen möchte. Alles andere ist schlichtes Querulanten-tum, das zu nichts führt und mit dem man einfach an den Rand gedrängt wird. Dadurch zeigt man auch, dass man beim Regelbruch Verantwortung trägt – und zwar eine ganze Menge. Ich mache das nicht hintenrum.«

Er habe, erzählt Dueck heiter, in seiner IBM-Zeit einen eigenen Ordner gehabt, in dem er alle seine Regelverstöße und Vorschriftswidrigkeiten penibel dokumentiert habe. Dadurch war stets nachvollziehbar, warum eine Regel gebrochen wurde – und dass das durchaus im Sinn der Organisation war. »Regeln brechen soll man offen, denn jeder Profi in der Organisation hat eine Widerstandspflicht, wenn er auf Unsinn stößt. Man muss darauf hinweisen und zeigen, dass es anders und besser geht.«

Die Sache mit der Transparenz hat auch den Vorteil, dass der Querdenker und Regelbrecher kein Einzeltäter mehr sein muss, kein einsamer Wolf, der gegen den starsinnigen Rest kämpft. Es gibt, vielleicht, auch andere, die es anders sehen, »und dann kommt man auch mit den Ressourcen und der Energie besser zurecht,

die man braucht, um gegen den Strom zu schwimmen«, sagt Dueck. Vielleicht, sagt er lachend, müssten die Querdenker eine Art »Querulanten-Gewerkschaft« gründen, aber eine, bei der es nicht darum gehe, stur recht zu behalten, sondern bessere Veränderung voranzubringen. Auch hier gelte dann uneingeschränkte Widerstandspflicht gegen alles, was der Verbesserung der Sache im Wege steht.

Die Widerstandspflicht, von der Dueck spricht, ist auch ein Zeichen des »Respekts vor den Kollegen und dem Management und der Organisation. Sie sind mir, sie ist mir nicht egal. Man macht keine Revolution der Revolution wegen, sondern aus guten Gründen. Und wenn man die mal erkannt hat, hat man auch keine andere Wahl.«

Was Dueck über die Regeln zum richtigen Regelbruch sagt, können sich nicht nur Unternehmen und Manager ins Stammbuch schreiben, sondern auch alle Insassen der Bubbles und geschlossenen Anstalten, die im Konformismus entstanden sind. Es gilt erst recht für die Rolle der Zivilgesellschaft in Rechtsstaat und Demokratie. Wer sieht, dass eine Regel falsch ist, muss sie mit einer neuen, besseren brechen. Erkennen, verstehen, verändern.

(Dieser Beitrag von Wolf Lotter erschien im Wirtschaftsmagazin »brand eins« | 21. Jahrgang · Heft 01 · Januar 2019 · Abdruck mit freundlicher Genehmigung der brand eins Medien AG, Hamburg)



Drei Fragen an ...

Bernd Mönkebüscher

geb. 1966, Priesterweihe 1992, seit 2007 Pfarrer in Hamm
www.wegwort.de

Die Kunst des heimlichen Regelumgehens ist schon seit langem in der katholischen Kirche gut eingeübt. Schwieriger ist es, offen Widerstand zu leisten und Regeln (und seien es ungeschriebene) zu brechen. Welches positive und beeindruckende Beispiel dafür kommt Ihnen in den Sinn?

Jesus! Der Regelbrecher schlechthin, noch nicht mal nur Regeln umgehend. Ährenraufen am Sabbat. Heutiges (22.01.19) Tagesevangelium, Mk 2, 23-28: *»Und es begab sich, dass er am Sabbat durch ein Kornfeld ging, und seine Jünger fingen an, während sie gingen, Ähren auszuraufen. Und die Pharisäer sprachen zu ihm: Sieh doch! Warum tun deine Jünger am Sabbat, was nicht erlaubt ist? Und er sprach zu ihnen: Habt ihr nie gelesen, was David tat, als er in Not war und ihn hungerte, ihn und die bei ihm waren: wie er ging in das Haus Gottes zur Zeit Abjatars, des Hohenpriesters, und aß die Schaubrote, die niemand essen darf als die Priester, und gab sie auch denen, die bei ihm waren? Und er sprach zu ihnen: Der Sabbat ist um des Menschen willen gemacht und nicht der Mensch um des Sabbats willen. So ist der Menschensohn ein Herr auch über den Sabbat. Heilungen am Sabbat.«* (Die Liturgie um diesen Text herum innerhalb der Messfeier: bestärkt sie den Impuls, trägt ihn weiter, hilft bei der Übersetzung ins Heute oder lässt sie ihn rasch vergessen, ebnet ihn ein und wir singen: »Liebster Jesu, wir sind hier«?).

Offener Widerstand gegen die religiös bedeutenden Menschen seiner Zeit, die vorgaben, alles zu wissen, was vor Gott richtig ist, und es damit anderen schwer machten, sie ausgrenzten, ausschlossen, sich darin gefielen, Ansehen bei den Leuten zu haben, »anderen Lasten auf die Schultern legten, die sie selbst nicht zu tragen bereit waren«. Es gibt ja ganze Reden in der Bibel dazu. Welch ein Mut, sich mit den Schriftgelehrten und Pharisäern anzulegen, sich nicht zu verbiegen, sich auf sein Wort, seinen Widerstand festnageln zu lassen.

Was ist daraus im Lauf der Zeit geworden. Eine auf die Größe einer Hostie reduzierte Gegenwart, weggeschlossen, herausgeholt nach Bedarf, handhabbar gemacht. (Mich wundert immer, wenn Hauptamtliche den konsekrierten Hostien hinterher schauen, bis sie im Tabernakel sind, aber den lebendigen Christusträgerinnen und -trägern, die ihn in der Eucharistie empfangen haben, sieht niemand nach). Portioniert. Harmlos.

Wir feiern Tod und Auferstehung Jesu, das kostbarste, was wir haben, in der hl. Messe als Auftakt zu diversen Kaffeetrinken. Wir hören aufrüttelnde Worte, provozierende Worte von der Feindesliebe etwa und gehen auf demselben Weg nach Hause, wie wir gekommen sind.

Ich verstehe das, was die Evangelien von Jesus berichten, so, dass er eindeutig an der Seite der Schwachen stand, auch an der Seite der Regelbrechenden. Er lässt zu, dass die stadtbekannte Sünderin ihm die Füße salbt. Er spricht die Frau am Jakobsbrunnen an und bricht damit gleich mindestens zwei Regeln: eine Heidin anzusprechen, eine Frau anzusprechen. Meine Befürchtung ist: DIESER Jesus hätte heute in der Kirche kaum Platz. Er käme gar nicht zu Wort. Er würde (wird?) nicht

nur gekürzt und beschnitten, verharmlost und eingeordnet. Er ist draußen zu finden. Ausgezogen. Denn Nachsprechen ist das eine, aus seinem Geist leben und nachleben das andere.

Manchmal denke ich, dass schon ganz früh, vielleicht sogar in der Entstehungszeit der jüngsten Bücher der Hl. Schrift, so etwas wie »Wegloben« einsetzte. Ich formuliere etwas unsauber und ganz bestimmt angreifbar, wenn ich frage: wurde der irdische Jesus als der Christus in den Himmel gelobt, damit er weit weg ist? Ermöglicht das ein leichteres Umgehen? Ist so die Sprengkraft seiner Worte gemindert, eingeordnet in eine »höhere Theologie«?

Ich glaube, viele Menschen spüren das, haben ihre Anfragen. Ich lese gerade ein Gedicht von Andreas Knapp, ganz einfache Fragen, die diesen Bruch deutlich machen, einfach auf den Jesus der Evangelien zu schauen und darauf, was daraus gemacht wurde. Andreas Knapp nennt seinen Text Frauenfragen (mit Blick auf die Frage der Priesterweihe für Frauen): »Wenn eine Frau das WORT geboren hat, warum sollten Frauen dann das Wort nicht von der Kanzel verkünden? (...) Wenn eine Frau die Füße Jesu küsste, warum sollten Frauen dann den Altar nicht küssen können?«





Foto: Annie Spratt@Unsplash

Sieben Fragen stellt Knapp in »Christ in der Gegenwart« Nr. 22/2015, die man so leicht nicht übergehen kann, aber im Grunde bislang übergangen sind mit höchster kirchlicher Autorität, mit Macht also. (Wobei wir das ja in der Kirche Vollmacht nennen – eine eigene Frage...)

Mir fallen Theologen ein, denen man die Lehrerlaubnis entzogen hat; manchmal dauert es 30 Jahre, und plötzlich nennt ein Bischof (Wilmer) einen gemäßregelten Theologen (Drewermann) einen bekannten Propheten in der Kirche. Meistens dauert es aber viel länger; posthum werden sie rehabilitiert. Ist das auch eine Form von »Auferstehung«?

Wir haben Jesus süß gemacht oder es zumindest zugelassen. Niedlich als Babyfigur in der Krippe, schwach am Kreuz. Wortlos. Kraftlos. Er regt nicht auf. Er lässt uns ruhig sitzen. Jemand hat einmal gesagt: Jesus ruft uns auf, Salz der Erde zu sein, nicht Marmelade für das Brötchen. Salz ist mit Vorsicht zu genießen. Jesus nicht minder. Offener Widerstand: Jesus, der erfüllt, was Maria im Magnificat singt: Er stürzt die Mächtigen vom Thron und erhöht die Niedrigen.

Sie selbst sind jemand, der innerkirchlich zu verschiedenen Themen kritisch Stellung bezieht. Welche Themen liegen Ihnen dabei besonders am Herzen – möglicherweise so sehr, dass Sie aus Respekt vor den Mitgliedern und dem Auftrag der Kirche in den Widerstand gehen?

Ich teile die Auffassung mancher Vertreter der Amtskirche zur Frage des Frauenpriestertums überhaupt nicht. Ich sehe damit die Hälfte der Menschheit nicht wahrgenommen. Und ich neige auch dazu, in diesem Zusammenhang von Diskriminierung zu sprechen. Ich kann mir Gott nicht vorstellen als einen, der Frauen in diesen

Dienst nicht hinein beruft. Was ist das für ein Gottesbild? Allerdings denke ich auch, dass das ganze Priestertum sich ändern muss. In das bestehende Schema Frauen einfach zu integrieren, ist ungenügend.

Weiter glaube ich, dass die Verbindung des Zölibates mit dem Priestertum mehr Schaden anrichtet als Gutes. Er ist kein Zeichen für das Himmelreich in dieser Form. Er macht nicht neugierig auf den Glauben, auf Jesus, er stößt auf Unverständnis. Und begünstigt all die Auswüchse, die genügend bekannt sind: klerikales Machtgehebe, Einsamkeit, sexuelles Fehlverhalten, Machtmissbrauch in allen denkbaren Facetten. (Und die Kirche opfert das, was sie sonst gern als das Kostbarste bezeichnet, die Eucharistiefeier, auf dem Tisch des Zölibates. Da wünsche ich mir seitens der Priester viel mehr Ehrlichkeit, nicht nur im Verborgenen.)

Die Kirche muss ihre ganze Sichtweise auf die menschliche Sexualität ändern. Ich glaube, dass immer noch die Meinung vorherrscht, Sex diene einzig der Kinderzeugung. Es genügt auch nicht, dass ein Bischof sagt: ich habe noch nie über Fragen der Sexualmoral gepredigt. Totschweigen nimmt keine Not. Ich weiß aus Beichtgesprächen und auch aus eigener Erfahrung, was Stillschweigen und nicht drüber reden an Schaden verursachen kann. Menschen sind in den Beichtstühlen regelrecht ausgehorcht worden, dann kam die Höllenangst dazu. Im Grunde hatte es aber mit Machtausübung zu tun. Angst hat die Kirche genährt. Mit Angst kann die Kirche heute nur noch bei kirchlichen Angestellten agieren. Ich hoffe, dass dies mehr eine Behauptung ist, aber die in kritischen Themen schweigenden Theolog(inne)en bestätigen diese Behauptung im Grunde mit ihrem Schweigen.

Weiter finde ich es bezeichnend, dass unsere Zeit kaum namhafte Theolog(inn)en kennt, schon gar nicht solche, die die

Ergebnisse ihrer Forschungen laut und für jede und jeden verständlich einbringen. Viel eher werden sie immer noch zurückgepfiffen. Vor allem gewünscht ist das, was ins Lehrgebäude der Kirche passt und dieses stabilisiert. Denjenigen, die sich nicht den Mund verbieten lassen, die kritisch denken, wird nach wie vor die Lehrerlaubnis entzogen oder sie schweigen aus Angst davor. Immer noch herrscht Karrieredenken. Ich verschweige vieles, sage das, was man hören will, um irgendeinen Professorentitel zu bekommen oder aufrecht zu erhalten oder um violett tragen zu dürfen. Ehrlich gesagt widert mich das an. Es macht mich traurig und wütend. Weil ich Menschen in den Feiern der Kasualien erlebe, die immer noch offen sind, suchend, die aber unsere Kirchensprache und manche doch eher naive Formulierungen (die einem völlig anderem Weltbild entstammen) nicht verstehen. Wir reden bei Beerdigungen vom Wiedersehen im Himmel, als sei der Himmel ein bestimmter Ort. Unsere Sprache braucht eine Läuterung, ich wünsche mir Poeten, Lyriker, die in die Bresche springen. Neuer Wein in neue Schläuche. Und das vielfach strapazierte Wort »auf Augenhöhe« gehört für mich hierher.

Glauben wir tatsächlich den Hl. Geist unterschiedlich verteilt? Geweihte Häupter haben mehr davon? Endlich dürfen evangelische Menschen in einer konfessionsverbindenden Ehe auch zur Kommunion gehen. Nicht, dass sie das vorher nicht schon da und dort getan hätten, nicht, dass viele Gemeinden und Christen es gar nicht verstanden haben, warum dies nicht möglich sein sollte. Aber nun dürfen sie hochoffiziell. Zumindest in den meisten Bistümern. Natürlich ist das gut. Nur: wie kann man es erklären oder verstehen: Was gestern verboten war, mit Klimmzügen begründet, ist heute erlaubt. Was gestern geduldet wurde, geschieht heute mit herzlicher Einladung. Nicht, weil sich theologisch etwas geändert hätte, ich glaube

eher, weil viele der Bischöfe es selbst nicht mehr nachvollziehen konnten, was sie gelernt haben, vertreten mussten. Gar nicht zu reden von den vielen Gläubigen.

Was ich vermisste: nicht einer der Bischöfe stellt sich hin und sagt: das hätten wir schon viel eher machen müssen. Und es tut uns wirklich leid, dass wir durch unsere bisherige Praxis Menschen verletzt haben, vielleicht sogar an der Praxis Jesu, am Geist des Evangeliums vorbei geschlittert sind.

So ähnlich war das schon, als Papst Benedikt XVI. im Jahre 2007 (!) die sogenannte »Vorhölle« abschaffte. In der mittelalterlichen Vorstellung war der Limbus ein Ort, an dem ungetaufte Säuglinge nach dem Tod sowie gute Menschen kamen, die vor Christi Geburt lebten. Wohl fand diese Vorstellung nie Einlass in die offizielle Lehre der Kirche, aber man schleppte sie halt (gern?) mit und wurde (auch in meinem Bistum) noch im letzten Jahrhundert (Bernhard Bartmann, 1860-1938) gelehrt. Es war ein Mittel der Angst, keine Frage, und erzeugte den Druck, die Kinder möglichst rasch taufen zu lassen. Was haben Eltern Ängste ausgestanden um ihre ungetauften Kinder, wenn sie plötzlich verstarben... Ich habe bis heute kein Wort der Entschuldigung vernommen, dass man nicht viel eher diese unsinnige Vorstellung aus der Welt und aus dem Jenseits geschafft hat. Wieder gut machen kann man die Höllelängste sowieso nicht.

Auch im Zusammenhang der Missbrauchsstudie zieht kaum einer der Bischöfe persönliche Konsequenzen. Man redet vom Versagen der Kirche (wer ist Kirche?). Und gesteht ein, dass aus heutiger Sicht vieles falsch gelaufen ist, wenn man Priester (Täter) einfach von A nach B versetzt habe.

Ich frage mich: Geht Veränderung in der Kirche nur durch Druck von unten, nur durch eine breite Öffentlichkeit? Sind die Gläubigen vor Ort da, um die Bischöfe zu »missionieren«? Was ist das für eine Theologie im Hintergrund (gewesen), die nur durch Druck oder Schwund verändert wird? Und hat sich durch die Ergebnisse der Missbrauchsstudie wirklich die Denke der Amtskirche verändert?

Will man in zehn oder zwanzig oder dreißig Jahren den Menschen, die nach einer Scheidung sich neu verliebt haben, sagen: wir sehen jetzt klarer, dass eure Liebe einen Wert hat, auch ein Segen darstellt, dass sie auch unter Gottes Segen steht? Will man in zehn oder zwanzig oder dreißig Jahren schwulen oder lesbischen Paaren sagen: eure Beziehung ist viel wert, sie ist kostbar, sie liegt in der Schöpfung begründet, natürlich seid ihr ein Segen?

Hinkt Kirche immer hinterher? Und hinkt sie weniger hinterher in den Gemeinden als vielmehr in den Bischofshäusern? Ich weiß nicht, ob Fragen allein schon Widerstand ist.

Viele der haupt- und ehrenamtlichen Mitarbeiter/innen, die noch dabeigeblichen sind, gehören zur Spezies derer, die »gut zu uns passen«. Wie kann mit ihnen echte Transformation gelingen?

»Gut zu uns passen« ist zunächst auch eine verständliche Haltung, zumindest dann, wenn man Kirche als eine Institution sieht, die sich selbst erhalten will. Ob das ihr Auftrag ist, sich selbst zu erhalten, ist eine andere Frage. Jesus hat sich selbst nicht erhalten in seinem Tod und ist doch gerade dadurch »unsterblich« geworden... Ich hole etwas aus. Mit einem Film. Mar-

vin heißt er. Ein Coming out Film mit vielen Denkanstößen. Marvin Bijou ist die Hauptfigur. Mit Mobbing und Gewalt in Schule und Familie erfährt Marvin die volle Härte der französischen Provinz. Als Teenager bewirbt er sich an einem Theater-Internat, bekommt die Zusage. Es beginnt eine Wiedergeburt mit neuem Namen. Marvin Bijou wird Martin Clement, in Erinnerung an seine Lehrerin, die in ihm das Schauspieltalent entdeckt hat.

Eine starke Szene ist, als einer der Auszubildenden aus seinem Leben erzählt, wie er »Schwuchtel« genannt wurde, wie er Missachtung erfuhr, das Mauerblümchen war, einsam, isoliert, diskriminiert, für krank gehalten, immer fremd.

Marvin schaut ihn mit großen Augen an, Tränen rinnen aus den Augen dessen, der als stiller, sensibler Junge von seinem eigenen Halbbruder die unmissverständliche Drohung bekam: »Ich bring dich um«. Der Ausbilder hält inne und sagt zu Marvin: »Mach etwas aus deinem Anderssein!«

Dieses Wort trifft mich. Jeder ist anders, eine Persönlichkeit.

Will unsere Kirche Persönlichkeiten? Sind sie ihr erträglich? Erleben wir nicht eher einen Einheitsbrei? Ist nicht gerade das Persönliche verloren gegangen?

Natürlich hat jedes anders sein seine Grenze am anders sein des anderen. Das ist klar. Aber was ist aus uns in der Kirche geworden? Aus den Idealen, aus den Begabungen? Wir schaffen große Räume, Priester und Gemeindereferentinnen werden zu Funktionären, zu Abziehbildern. Einzige Möglichkeit: in die Sparte. Gemeindeberatung, Sonderseelsorge... Meine Frage ist, was sich entwickeln darf, was gehoben werden darf.



Marvin spielt auf der Bühne seinen eigenen Vater, seine Mutter, setzt in Szene, verarbeitet und wird neu, wird zu Martin, legt den alten Namen ab, und lässt damit die Vergangenheit hinter sich. Denn er hat etwas erfahren: Es ist Platz für dich.

Das ist nicht unbedingt die Erfahrung von Menschen, wenn sie sich als Störfaktor empfinden, als nicht gewollt, als nicht verstanden, nicht gesehen, beschnitten werden, weil sie Frau sind, weil sie eine farbige Haut haben, weil sie kleinwüchsig sind, eine Behinderung haben, weil sie aus der Reihe schlagen, anders sind, irgendwie schrullig, in Armut hinein geboren werden, weil sie nicht gefördert werden, mit ihren Begabungen nicht erkannt. Es ist Platz für dich.

Was für eine Chance für uns als Kirche. Menschen entdecken in ihrer Individualität. Ihr anders sein fördern, sie ermutigen, sich zu entdecken, neu zu werden. Ist das nicht Taufe? Als Kind Gottes adoptiert werden, endlich erfahren dürfen: hier finde ich Platz, meinen Platz, hier darf ich sein, mich entfalten? Ich werde nicht beschnitten, ich bin niemandem im Weg, ich störe nicht. Nicht meine Herkunft entscheidet, nicht das, was war, sondern das, was ist. Und das, was ist, ist: Gott nimmt an und macht mich dadurch eigentlich erst richtig möglich: eine neue Geburt: in der Taufe neu geboren aus Wasser und Geist.

Das ist doch eine Botschaft, eine starke, wenn Kirche sie ernst nimmt für jede und jeden, auch und gerade ernst nimmt für das immer noch starke Potential ihrer Mitarbeitenden. Kein Reformplan der Kirche vermag so anzusprechen, keine Rede davon, was sein müsste und was einmal kommen wird. Glaubhaft ist nur, was mich persönlich anspricht. (Jesus erfährt bei seiner Taufe einen ihn persönlich ansprechenden Gott, einen ihn ansprechenden Himmel: Du bist mein geliebter Sohn. Ich find dich prima!)

Ich habe nicht gesagt bekommen: Mach etwas aus deinem anders sein, aus deiner Art zu glauben, zu fühlen, zu lieben. Und in meiner Ausbildung wüsste ich nicht, dass es einer gesagt bekommen hat. Und die, die es von anderen gehört haben, sind gegangen. »Es sind immer die Besten, die gehen« hieß es dann. Gelieben sind die,

die gut zu uns passen, wobei »uns« eben ein ganz kleiner Teil von Kirche ist, aber eben der, der das Sagen hat.

Und also werden Kanäle verstopft, es fließt nichts mehr, es kommt nichts in Bewegung, eine erstarrte Kirche, erstarrte, verharrende Priester, resignierte Gemeindefereferentinnen. Eingefahren, beschränkt, gefangen. Ich schließe mich nicht aus.

Dann ist da ist so ein Film, der etwas neu erschließt, sogar neu erschließt, was Taufe bedeuten kann und Kirche. Allerdings muss man dann nicht nur akzeptieren, sondern es auch wollen, dass die Familie Gottes keine heile ist, sondern dass zu ihr (nach Stefan Wahl in ...reiß die Himmel auf, echter 2013, S. 80) »Unauffällige und Schrille« gehören, »Musterfamilien und Beziehungshaufen, Heilige und Gauner, Asketen und Huren, Bankiers und Müllmänner, herzlich Fröhliche und abgrundtief Traurige, Glaubende und Zweifelnde«.

Transformation gelingt, wo Vielfalt zugelassen wird. Wo ich mich keinem Menschen verschließe, besonders dem nicht, den ich nicht verstehe. Das ist schwer, gelingt oft nicht. Fast ein Teufelskreis: in der Kirche bleiben die »Angepassten«, und die Botschaft bleibt »angepasst«. Wie soll sie auf einmal für andere interessant werden? Wie sollen auf einmal die Angepassten, die man ja genau so wollte, neue Wege wagen? Eine Kollegin, eine Gemeindefereferentin sagt: wenn ich vor zwanzig Jahren schon jemanden beerdigt habe, durfte ich es nicht und wurde vorgeladen, heute habe ich die bischöfliche Erlaubnis dazu.

Ich bin nicht der Experte, der Handlungsschritte benennen kann. Ich meine, viele außerkirchliche Kontakte helfen. Theater. Kino. Die eindeutige Positionierung an der Seite der Menschen, der Bittenden, der Bedürftigen, der an der Kirche Leidenden.

Wenn ich transformiere, muss ich doch wissen, wohin die Reise geht. Das weiß niemand in der Kirche, das kann auch niemand wissen. Bei den vielen Konzepten habe ich oft den Eindruck: alter Wein in neue Schläuche. Unser Problem ist doch nicht eines von fehlender Werbung, es ist eines von fehlender Glaubwürdigkeit. Man glaubt uns diesen kleinen »Kirchengott« nicht mehr, man nimmt uns

unser Reden von Gott nicht ab, und auch nicht manche unserer Moralvorstellungen. Dabei haben wir viel zu sagen zum Umweltschutz, zum Klimawandel, zur Würde eines jeden Menschen, zur Liebe, zum Frieden, zum Gewaltverzicht.

Um zum Film zurückzukehren: Jeder Bischof, jede/r für kirchliches Personal Verantwortliche müsste ernsthaft fragen: Worin bist du anders? Was zeichnet dich aus? Was liebst du? Was liebst du an Gott? Was ist dein Talent? Was hat dich am meisten gedemütigt? Was unterdrückst du? Was können wir tun, dass du dich einbringen kannst (auch unabhängig von deiner sexuellen Orientierung)? Wie können wir fördern, dass durch deine Persönlichkeit Gott hörbar wird, was ER durch dich sagen will und nur durch dich sagen kann? Was kannst nur du? Also: man muss echte Transformation wollen. Ergebnisoffen. Menschennah. Liebevoll.

Ich bin etwas skeptisch, wenn manche schon so viel Neues wachsen sehen. Zumindest sehe ich dieses Neue nicht als Produkt der Umstrukturierung von Kirche. Der Wunsch, Transformation zu wollen, wird dann für mich glaubwürdiger, wenn sich die Bischöfe und der »Stab« um sie herum ernsthaft einer nicht mehr gemäßigten Theologie stellen und in den Dialog gehen mit den großen Denkenden unserer Zeit: Philosophen, Physiker, Naturwissenschaftler, Psychologen. Und wirklich dem eigenen Personal zuhören.

Vieles ist jahrzehntelang gehoben, aber von der Kirche gemieden. Wir haben 100 Jahre Frauenwahlrecht gefeiert. Hat die Kirche mit ihrem Frauenbild dazu beigetragen? Trägt sie mit ihrem Menschenbild dazu bei, dass etwa Homosexuelle in gewissen Ländern nicht mehr verfolgt werden? Wirklich Transformation zu wollen kann fast zur Selbstaufgabe führen. Andererseits: wir berufen uns auf einen, der sich selbst aufgegeben hat, Jesus, der in den Tod gegeben wurde, aber gerade darum gesiegt hat. Glauben wir als Kirche wirklich – in diesem Zusammenhang – an Auferstehung? Das wäre eine Osterbotschaft, eine erfahrbare, die vielleicht es dann auch wieder vielen leichter machte, einen Zugang zum Osterfest und zum Sieg des Lebens über den Tod zu finden.



Kirchenmitglied bleiben?

Repräsentative Umfrage des Sinus-Instituts unter Deutschlands Katholiken

Die Studie zur Kirchenbindung, die kurz vor Redaktionsschluss dieser Ausgabe veröffentlicht wurde, möchte dem Verständnis der Wirklichkeit dienen und als Grundlage für Konzeptentwicklung dienen.

In Auftrag gegeben wurde die Studie durch das Erzbistum München und Freising, durchgeführt wurde sie durch die MDG, eine Unternehmensberatung der katholischen Kirche mit Sitz in München. Die in der nun veröffentlichten Dokumentation vorliegenden Ergebnisse beruhen auf der bundesweiten Erhebung. In der Zeit vom 29.07.2017 bis zum 18.11.2017 wurden anhand eines Fragebogens Interviews geführt und dann ausgewertet.

Bedenkt man den Befragungszeitraum kann einem der Gedanke „es war einmal“ in den Sinn kommen. Die Bedeutung, die das Thema Kirchenaustritt Ende 2018 durch die Ergebnisse der MHG-Studie und die damit verstärkt auftretende Klerikalismuskritik bekommen hat, ist hier noch gar nicht berücksichtigt.

Ein Schwerpunkt der Studie ist die Beschreibung von Katholikentypen, erfragt wurden Einstellungen zu Glaube und Kirche, sowie Motive für die Kirchenmitgliedschaft. Differenziert dargestellt werden die Ergebnisse unter den Kriterien Geschlecht, Altersgruppe und Bildungsgrad. Als eindeutiges Ergebnis wurde dabei z.B. festgestellt, dass die Kirchenbindung bei den Befragten der

Das Ergebnis passt zur Wahrnehmung bezüglich junger Ehrenamtlicher, wie auch Interessenten für pastorale Berufe – die wenigen, die noch da sind, sind eher brav, wer als junger Mensch kirchenkritisch denkt, der tritt eher aus als dass er im System Kirche verändern will.

Gruppe 66+ deutlich höher ist (63%) als bei der Gruppe der 18-29-Jährigen (35%). Festgestellt wurde außerdem, dass stärker Kirchenverbundene eher in der Gruppe mit niedrigem Bildungsgrad zu finden sind.

Dieses und viele andere Ergebnisse überraschen nicht, sie wirken eher wie eine Bestätigung dessen, was seit Jahren beobachtet werden kann.

Ein zusammenfassendes Ergebnis der Studie ist, dass 45% der Katholiken sich der Kirche kritisch verbunden fühlen. Interessant ist dabei, dass hier der Anteil der Jüngeren eher ein wenig geringer ist als in den übrigen Altersgruppen. Das Ergebnis passt zur Wahrnehmung bezüglich junger Ehrenamtlicher, wie auch Interessenten für pastorale Berufe – die wenigen, die noch da sind, sind eher brav, wer als junger Mensch kirchenkritisch denkt, der tritt eher aus als dass er im System Kirche verändern will. Solange sie noch nicht ausgetreten sind gehören sie oft zu den Gruppen der Kirchenunabhängigen (insgesamt 21% der Befragten) oder z.B. zu den Individual-Religiösen. Als kirchennahe Katholiken/innen stuft die Studie 16% ein.

Zur Fragestellung nach Loyalität, Indifferenz oder auch Ferne der Kirchenverbundenen hat die Studie ermittelt, dass die größte und zunehmende Gruppe die der Kirchenindifferenten (Ich fühle mich der Kirche verbunden, aber die Bindung hat nachgelassen.) 38% ausmacht. Mit dem Gedanken des Kirchenaustritts befassen sich immer wieder einmal 41% der Katholiken/innen, fest entschlossen sind 7%. Unter dem Gedanken, den auch die Essener Studie benennt, dass die eigentlichen Gründe für den Kirchenaustritt in der Entfremdung (also der zunehmenden Indifferenz) liegen und der letzte Schritt dann nur noch einen Auslöser (z.B. eine persönliche schlechte Erfahrung oder auch ein Skandal) benötigt, kann man dieses Ergebnis so sehen, dass es bei mehr als einem Drittel der Katholiken nur noch den einen oder anderen Auslöser braucht, dann sind sie weg. Die Studie, die die Situation im Jahr 2017 beschreibt, stellt noch fest, dass Ältere

so gut wie gar nicht an Kirchenaustritt denken. Möglicherweise hat sich auch das durch die Ereignisse der letzten Monate verändert. Vor kurzem erst sagte eine knapp 70-Jährige, die jahrzehntelang engagiert war im Pfarrgemeinderat, Religionsunterricht und Katechese und nun im Hospizdienst, dass sie ihr ganzes Leben lang noch nie an Kirchenaustritt gedacht habe, in den letzten Monaten allerdings sehr wohl. Überdurchschnittliche Austrittsneigung stellt die Studie bei Jüngeren und eher bei hohem Bildungsabschluss fest.

Gottesdienste, wie auch andere kirchliche Angebote werden – wen wundert es? – vornehmlich von älteren Mitgliedern genutzt und geschätzt. Insgesamt betrachtet sind vor allem besondere Gottesdienste beliebt.

Sehr differenziert geht die Studie auch auf die Einstellungen zu Glaube und Kirche und die Gründe für die Kirchenmitgliedschaft ein. In einem weiteren Teil geht es um Katholiken-Typen, die in folgende Gruppen eingeteilt werden:

■ **13% Bekennende**

(loyal, gläubig, nutzen kirchliche Angebote, eher älter und weiblich, am stärksten vertreten ist das traditionelle Milieu). Unter den TOP-20-Gründen für Kirchenmitgliedschaft befindet sich der Glaube an Jesus Christus an erster Stelle und interessanterweise die Verbundenheit mit der Gemeinde vor Ort an letzter Stelle.

■ **16% Gemeindeverwurzelte**

(stark vertreten sind Ältere, kirchenverbunden, vor allem mit der Gemeinde am Ort, identifizieren sich mit der Kirche vor Ort und engagieren sich, traditionelles Milieu und bürgerliche Mitte). TOP 1 von 20 ist bei dieser Gruppe: Gefühl von Gemeinschaft und Zusammengehörigkeit.

■ **7% Sozialfokussierte**

(Gemeinde vor Ort ist weniger bedeutsam, vielfältiges soziales Engagement, vor allem Traditionelle, Perfor-

mer und Konservativ-Etablierte). TOP 1 ist das soziale Engagement, TOP 20 die Bedeutung der Moral der Kirche heute.

■ 13% Kompromisslos-Beharrende

(schätzen katholische Werte und kath. Kirche als Basis gegen religiöse Beliebigkeit, nutzen kirchliche Angebote überdurchschnittlich, eher Ältere mit niedrigem Bildungsniveau aus Bürgerlicher Mitte und Traditionellen). Bei den TOP 20 stehen nach dem Glauben an Jesus Christus die Traditionen und Rituale an zweiter Stelle.

■ 9% Dienstleistungsorientierte

(besonders zunehmend kirchenindifferent, Interesse an Kasualien, Gemeinschaftsgefühl und Erhaltung beruflicher Möglichkeiten, eher jünger und höher gebildet, Angehörige der Milieus der Konservativ-Etablierten und der Performer) TOP 1-3: Glaube an Jesus Christus, Möglichkeit der Taufe, Gewohnheit.

■ 16% Religiöse Freigeister

(kritisch, Patchwork-Spiritualität, besonders austrittsbereit, viele Jünger aus den Milieus Expositive, Adaptiv-Pragmatische und Liberal-Intellektuelle). Familientradition und soziales Engagement rangieren unter TOP 1 und 2, erst als TOP 20 werden kompetente kirchliche Mitarbeiter/innen benannt

■ 26% Entfremdete

(sehr kritisch und kaum verbunden, die meisten findet man im Milieu der Hedonisten). Rang 1 und 2 unter den TOP 10 entspricht der Benennung der religiösen Freigeister, auf Rang 20 befindet sich die Identifikation mit kirchlichen Werten.

Wie bereits oben erwähnt, werden in einigen Gruppen unter den TOP 20 Gründen für Kirchenmitgliedschaft kompetente kirchliche Mitarbeiter/innen erwähnt. Da die Leserschaft des GR-Magazins sich vor allem aus dieser Gruppe rekrutiert ist durchaus spannend, zu sehen, für welche Gruppen dieser Punkt relevant ist und für welche nicht.

Kompetente kirchliche Mitarbeiter/innen rangieren, wenn überhaupt, unter TOP 15-20. Mit 86% der Befragten der Gruppe sind sie vor allem für Gemeindeverbundene wichtig. Deutlich weniger wichtig sind sie (mit etwas über 50%) für die an Dienstleistung und sozialem Engagement Interessierten. Bei Entfremdeten und Freigeistern spielt dieses Kriterium nur bei etwa einem Viertel der Personen eine Rolle und bei Kompromisslos Beharrenden und bei Bekennenden kommt der Aspekt unter den TOP 20 gar nicht vor. Da der Punkt nicht vorkommt bleibt unklar, wieviel Prozent der Befragten kompetente Mitarbeiter wünschen.

In einem letzten Teil der Dokumentation der Studie werden die Katholikentypen unter Aspekten wie Milieustruktur, Nutzung kirchlicher Angebote, Kirchaustrittsbereitschaft u.a. untereinander verglichen.

Es wäre durchaus interessant, zu erfahren, inwieweit durch die aktuellen Ereignisse und die zunehmend kirchenkritische Stimmung heute, also knapp zwei Jahre später, Ergebnisse zu denselben Fragen aussehen würden. Hinweise werden sicher in den nächsten Statistiken der DBK zu finden sein.

● REGINA NAGEL



MDG: Die Berater Kompetenz bei Veränderung

SINUS MARKT UND SOZIAL- FORSCHUNG Partner von INTEGRAL WISS

Calmbach / Flaig / Möller-Slawinski

Kirchenmitglied bleiben?

Ergebnisse einer repräsentativen Befragung des Sinus-Instituts unter Deutschlands Katholiken

Herausgegeben von der MDG Medien-Dienstleistung Gesellschaft



Über Geld, pastorale Chancen und nötige Kirchenentwicklung – die Kirchenaustrittsstudie des Bistums Essen

Was hält die einen Menschen in der Kirche und warum treten andere aus? Die Analyse des Bistums Essen beleuchtet die Motive und Mechanismen von Kirchenbindung und Austritt, reflektiert diese theologisch und fordert neben ganz konkreten Konsequenzen auch ein neues Kirchenbild.

● VON MARKUS ETSCHIED-STAMS, REGINA LAUDAGE-KLEEGER UND THOMAS RÜNKER

Nicht nur im Bistum Essen verlassen seit Langem Jahr für Jahr tausende Menschen die katholische Kirche. Bislang hat die Kirche kein Rezept gegen diesen Trend der Kirchenaustritte gefunden, sich aber auch kaum mit dem Thema auseinandergesetzt. Die Studie »Kirchenaustritt – oder nicht? Wie Kirche sich verändern muss« (2018) sorgt nun für ein besseres Verständnis dafür, weshalb Menschen die Kirche verlassen – und warum andere Mitglied der Kirche bleiben, selbst wenn sie nur selten deren Angebote nutzen. Aus diesem neu gewonnenen Verständnis werden Strategien und konkrete Maßnahmen entwickelt, die die Kirche attraktiver werden lassen und den Zugehörigkeitswunsch ihrer Mitglieder stabilisieren.

DRAMATISCHE FINANZIELLE FOLGEN

Standen in den bisherigen Untersuchungen des Themas vor allem die pastoralen Auswirkungen von Kirchenaustritten im Fokus, so beleuchtet die Essener Studie auch die finanziellen Hintergründe – und macht so die besondere Brisanz des Themas für die Kirche als Organisation deutlich. Konkret rechnet man im Ruhrbistum pro Austritt mit mindestens 500 Euro Verlust an jährlichen Kirchensteuern – eine zurückhaltende Schätzung mit Blick auf das relativ geringe Lohnniveau im Ruhrgebiet.

Anderswo in Deutschland wird mit mindestens doppelt so hohen Werten kalkuliert. Multipliziert man diese 500 Euro mit den 4.000 Kirchenaustritten im Bistum Essen im Jahr 2016, ergibt sich eine Minder-Einnahme von zwei Millionen Euro. Die Summe entspricht etwa dem Bistumszuschuss für zwei seiner Schulen oder 20

Kindertagesstätten. Ein Verlust, der sich Jahr für Jahr vervielfacht: Denn diese zwei Millionen Euro »fehlen« in allen Folgejahren, in denen dann aber wiederum, Jahr für Jahr, weitere Menschen austreten. Die Dramatik wird noch deutlicher, wenn man auf die Lebensalter schaut, in denen Katholikinnen und Katholiken ihre Kirche verlassen: Die meisten Menschen, die aus der Kirche austreten, sind im Alter zwischen 25 und 35 Jahren. Liegt der Durchschnitt der Kirchenaustritte im Bistum Essen bei 0,55 Prozent eines Jahrgangs, so traten 2016 je rund 1,6 Prozent der katholischen Jahrgänge aus, die dann Ende 20 waren. Wer in so jungen Jahren aussteigt, zahlt sehr lange keine Kirchensteuer mehr – und diese auch in der Regel nicht auf das Höchsteinkommen in seiner Erwerbsbiographie. Und wer vor der Familienphase aus der Kirche austritt, wird später vermutlich kaum die eigenen Kinder taufen lassen.

AUSTRITTSGRÜNDE: ENTFREMDUNG UND FEHLENDE BINDUNG

Doch warum treten die Menschen aus? In erster Linie, weil der Kontakt zwischen ihnen und der Kirche verloren gegangen ist, weil die Kirche mit ihren Angeboten kaum noch eine Rolle in ihrem Leben spielt, kurz: aufgrund von »Entfremdung« und »fehlender Bindung«. Die oft angeführte Kirchensteuer oder Skandale spielen fraglos auch eine Rolle im Austrittsprozess – die beteiligten Wissenschaftler sehen sie aber eher als Auslöser, denn als eigentlichen Grund für den Kirchenaustritt. Drei wissenschaftliche Kapitel umfasst die Studie, erstellt von jeweils eigenständig arbeitenden und von einer Projektgruppe im Bistum Essen koordinierten Teams unterschiedlicher Institute:

*Relevant ist der »bartimäische Perspektivwechsel«:
kirchliche Angebote sind aus der Perspektive
der Menschen – seelsorglich und spirituell stimmig –
zu planen und durchzuführen.*

1. Ein Team des Zentrums für angewandte Pastoralforschung (ZAP) an der Ruhr-Universität Bochum um Matthias Sellmann, Benedikt Jürgens und Björn Szymanowski präsentiert eine Meta-Studie über Arbeiten und frühere Untersuchungen mit einer einschlägigen Relevanz für die Suche nach den Faktoren, die Kirchenbindung bestimmen. Aus der Analyse hat das Team sieben Dimensionen der Kirchenbindung entwickelt: Individuell, Interaktiv, Gesellschaftlich, Liturgisch, Strukturell, Finanziell, Kommunikativ. Diesen Dimensionen sind jeweils konkrete Unterkategorien zugeordnet, die sich unterschiedlich auf die Kirchenbindung auswirken.

Positiv wirken sich demnach vor allem gelungene Kasualien, etwa Taufe, Hochzeit oder Beerdigungen, sowie das sozial-caritative Engagement der Kirche auf die Bindung ihrer Mitglieder aus: Wer hier gute Erfahrungen macht, ist gerne katholisch. Negativ hingegen wirken sich Kategorien wie das Image der Kirche, die fehlende Modernität, die kirchlichen Strukturen sowie ihre Morallehre aus. Kategorien wie der Gottesglaube, die Kirchensteuer oder die Sozialisation werden eher neutral gesehen und verstärken gegebenenfalls Trends in die eine oder andere Richtung. Eine lediglich sekundäre Bedeutung haben – im Sinne der Verstärkung einer bestehenden Bindung – Kategorien wie Ehrenamt, gesellschaftlich-politisches Engagement oder Gemeinschaft in der Kirche.

2. Die explorative Untersuchung im zweiten Teil der Studie verantwortet das Team von Ulrich Riegel und Thomas Kröck von der Universität Siegen und Tobias Faix von der CVJM-Hochschule Kassel. Aus den 2.751 Teilnehmerinnen und Teilnehmern einer ersten Online-Umfrage im März 2017, von denen rund jede/r Siebte angab, bereits aus der Kirche ausgetreten zu sein (421 Personen), führten die Wissenschaftler 41 Interviews und entwickelten schließlich für die Studie acht ausführliche Porträts.

Sie zeigen, wie unterschiedlich und jeweils primär biografisch begründet und dabei hochgradig intensiv und langwierig die Prozesse rund um einen Kirchenaustritt verlaufen. Sie beschreiben, wie Gläubige ihre Kirchenmitgliedschaft unter Kosten- und Nutzen-Argumenten betrachten und stellen dies mit dem Bild einer Waage dar: Mit der Zeit sammeln sich in der einen Waagschale gute Erfahrungen mit Kirche – vielleicht berührende Gottesdienste, Erinnerungen an eine tolle Jugendarbeit oder positive Eindrücke vom Caritas-Altenheim, in dem die Oma wohnt. In der anderen Waagschale kommen mit der Zeit Enttäuschungen hinzu, z. B. über langweilige Gottesdienste, eine unpersönliche Beerdigung oder einen unfreundlichen Umgang im Pfarrbüro. Wenn die Enttäuschungen irgendwann die positiven Eindrücke überwiegen, wenn die bildliche Waage kippt – dann droht der Kirchenaustritt.

3. Theologisch reflektiert werden die Ergebnisse der ersten beiden Teams von drei Wissenschaftlern des Berliner Dominikaner-Instituts M.-Dominique Chenu. Ulrich Engel, Thomas Eggensperger und Jan Niklas Collet stellen dem traditionellen Bild der »Pastoral der Rahmung« (Bacq, 32) das Bild einer »Sozialen Bewegung« gegenüber, das der Kirche in einer pluralisierten Welt besser entspreche. Sie werben damit für eine Kirche, in der es nicht nur »drinnen« oder »draußen« gibt, sondern viele verschiedene Abstufungen der Beteiligung und der Zugehörigkeit. Ein durchaus biblisches (Kirchen-) Bild, wie die Wissenschaftler argumentieren: Unter anderem verweisen sie auf die Evangelien, die nicht nur von den Jüngerinnen und Jüngern Jesu berichten, sondern auch von Anhängern, die man heute wohl eher als Sympathisant/innen bezeichnen würde.

Die Wissenschaftler verdeutlichen: Die Pluralisierung der Lebensformen ist ein Zeichen der Zeit; sie kann befreiend wirken – für die Menschen und für die Kir-



che. Wer diese radikale Denkweise umsetzt, wird ohne Zweifel auch über neue Formen der Kirchenfinanzierung nachdenken müssen. »Der Übergang von einem institutionellen zu einem alternativen, pluralitätsfähigen Kirchenbild erscheint also von der realen gesellschaftlichen Situation her notwendig, im Spiegel biblischer Reflexion geraten und vor theologiegeschichtlichem Hintergrund möglich und sinnvoll« (Collet/Eggensperger/Engel, 241).

Ausgehend von den Forschungsergebnissen zeigt die Studie drei Entwicklungsfelder auf, in denen die Kirche deutlich besser werden muss, um den Erwartungen ihrer Mitglieder zu entsprechen – indem sie ihrem Auftrag von der Verkündigung des Evangeliums, von dem Erfahrbarmachen und Feiern der Nähe Gottes sowie von dem selbstlosen Dienst am Nächsten gerecht wird: 1. Qualität der Pastoral, 2. Mitglieder-Management und 3. Image und Identität.

ZWISCHEN KASUALIEN UND KOMMUNIKATION

Die »Qualität der Pastoral« wird im Sinne der Studie beispielsweise dann verbessert, wenn Pastoralteams und Engagierte in den Gemeinden großen Wert auf passende und berührende Gottesdienste gerade zu den Gelegenheiten legen, an denen Menschen in die Kirche kommen, die sonst kaum oder keine Angebote der Pfarrei wahrnehmen. Erleben diese eine persönliche Beerdigung, eine festliche Trauung, eine liebevoll gestaltete Taufe, einen bewegenden Einschulungs-Gottesdienst oder eine emotional packende Weihnachtsmesse, wirkt sich dies positiv auf ihre Kirchenbindung aus – und nimmt sie in ihrem Maß der Zugehörigkeit ernst. Gerade den Kasualien, also den Feiern an besonderen Höhe- oder Wendepunkten des Lebens, kommt eine besondere Bedeutung zu.

Konzeptionelle Ansätze können etwa niedrigschwellige Segnungsgottesdienste für Neugeborene, die im Bistum Essen ökumenisch angeboten werden, oder die persönliche Begleitung durch ein »Trau-Team« bei der Vorbereitung der kirchlichen Hochzeit sein. Relevant ist der »bartimäische Perspektivwechsel«: kirchliche Angebote sind aus der Perspektive der Menschen – seelsorglich und spirituell stimmig – zu planen und durchzuführen.

Beim Entwicklungsfeld »Mitglieder-Management« geht es um die Beziehung zwischen »der Kirche« und ihren »Mitgliedern«. Es braucht strategische und professionelle Impulse und Kommunikation, mit denen der Kontakt gehalten wird. Im Fokus stehen damit die Kirchenmitglieder, deren Bindung kritisch ist, weil sie sich von der Kirche und die Kirche sich von ihnen entfernt hat. Wie für die meisten Mitgliederorganisationen ist es auch für die Kirche einfacher, Mitglieder zu halten, als neue zu gewinnen. Diese Perspektive der Effizienz argumentiert nicht gegen den Missionsauftrag der Kirche, legt aber nahe, bei der Mitgliederbindung vor allem Ressourcen für die vielen einzusetzen, die schon Mitglied der Kirche sind.

Der Nachholbedarf im Bereich Mitglieder-Management wird deutlich, wenn sich die Kirche mit Parteien, Fußballvereinen oder Hilfsorganisationen vergleicht: In welcher Systematik und ob überhaupt ein Kirchenmitglied einen Geburtstagsgruß erhält oder einen Willkommensbrief, wenn er oder sie umgezogen ist, hängt von der einzelnen Pfarrei vor Ort ab – eine übergreifende Strategie in einer Diözese ist hier selten zu erkennen. Klar ist: Die Mitglieder sind in ihrem Wunsch nach Nähe zur Kirche sehr verschieden. Die einen möchten intensiv und verantwortlich beteiligt sein, andere sporadisch, wieder andere sehen sich eher als passive Mitglieder. Es bedarf also eines differenzierten

und die Unterschiede wertschätzenden Kontakts. Dies hat vor allem Auswirkungen auf die Kommunikation mit den Mitgliedern: sie muss strukturiert, regelmäßig und strategisch sein – aber auch die unterschiedlichen Interessen der Mitglieder berücksichtigen. Es ist angemessen, eine individuelle Sprache und Ansprache zu wählen, die signalisiert: die/der Einzelne ist in der Kirche wichtig.

Das dritte Entwicklungsfeld »Image und Identität« ist zugleich das Schwierigste. In den ersten beiden Feldern ist es im Prinzip leicht möglich, durch Veränderungen vor Ort oder in der jeweiligen Diözese deutliche Verbesserungen herbeizuführen. Auf ein zutiefst rückschrittliches Image, besonders wenn es um ihre Sexualmoral, ihren Umgang mit wiederverheiratet Geschiedenen und Homosexuellen geht, lässt sich im Einzelfall mit Augenmaß und Mut reagieren; aber es sind auch grundsätzliche, strukturelle Entwicklungen nötig, um u. a. Dialog, Seelsorge und Gottesdienste insofern weiterzuentwickeln, dass sie den Menschen und ihren Bedürfnissen ehrlich und barmherzig gerecht werden. Gleichzeitig gilt es, die lebensbegleitenden Aspekte der christlichen frohen Botschaft in der Öffentlichkeit zu platzieren, um eine einseitige Fixierung auf die negativ besetzten moralischen Aspekte durch ein ausgewogenes, realistisches und damit deutlich positiveres Bild zu ersetzen.

Ein weiteres wesentliches Problem ist die Erkennbarkeit der kirchlichen Angebote: Wenn Mitglieder ihre Mitgliedschaft unter einem Kosten-Nutzen-Kalkül betrachten, ist wichtig, dass sie bspw. die zahlreichen positiv bewerteten sozial-caritativen Angebote der Kirche zurechnen können. In der großen Trägervielfalt wird Kirche aber oft nicht mehr erkannt. Man könnte sagen: auch hier wird zu viel vom Veranstalter, zu wenig von der Nutzerin bzw. dem Nutzer her gedacht. So werden viele gute kirchliche Angebote oft nicht gefunden und wenn doch, nicht der Kirche zugeordnet. Dies bedarf einer ehrlichen und kritischen Reflexion und Weiterentwicklung – etwa durch gemeinsame, verschiedene Träger übergreifende Marken-Strategien.

NÖTIGE KIRCHENENTWICKLUNG

»Es kann doch nicht sein, dass uns innerhalb der Kirche völlig egal ist, wenn eine erschreckend hohe Zahl getaufter Katholikinnen und Katholiken enttäuscht,

frustriert oder gar zornig zum Amtsgericht geht, um den Austritt aus der Kirche zu erklären. Diese Menschen müssen uns doch etwas zu sagen haben!«, schreibt Generalvikar Klaus Pfeffer im Vorwort der Studie (Pfeffer, 10). Darin den Geist Gottes zu vermuten und dem Bild einer Kirche mit »offenen Rändern« zu folgen, ist eine Zumutung – stellt sie doch viele der bestehenden »Rahmen« unserer Pastoral radikal in Frage. Diese Frage danach, wie wir künftig Kirche sein wollen, ist lange noch nicht beantwortet. Das künftige Bild wird aber klarer, wenn die vielen Getauften zu Wort kommen und man sich auf neue Bilder wie das der Sozialen Bewegung einlässt, sich von Gewohntem verabschiedet und Neues wagt.

● MARKUS ETSCHIED-STAMS · Dipl.-Theol., begleitet seit 2013 als persönlicher Referent des Generalvikars die Entwicklungen im Bistum Essen. | ● REGINA LAUDAGE-KLEEBOERG · M. A., leitet seit 2015 die Abteilung Kinder, Jugend und junge Erwachsene im Bistum Essen. | ● THOMAS RÜNKER · Journalist, Diplom-Kaufmann, ist seit 2013 als Redakteur in der Stabsabteilung Kommunikation des Bistums Essen tätig.

LITERATUR

- Bacq, Philippe, **Für eine Erneuerung vom Ursprung her.** Auf dem Weg zu einer »zeugenden Pastoral«, in: Feiter, Reinhard/Müller, Hadwig (Hg.), *Frei geben. Pastoraltheologische Impulse aus Frankreich*, Ostfildern 2013, 31–55.
- Collet, Jan Niklas/Eggensperger, Thomas/Engel, Ulrich, **Offene Ränder – vielgestaltige Zugehörigkeiten.** Theologische Reflexionen zu einer pluralitätsfähigen und engagierten Kirche in Bewegung, in: Etscheid-Stams, Markus/Laudage-Kleeboerg, Regina/Rünker, Thomas (Hg.), *Kirchenaustritt – oder nicht? Wie Kirche sich verändern muss*, Freiburg 2018, 208–288.
- Etscheid-Stams, Markus/Laudage-Kleeboerg, Regina/Rünker, Thomas (Hg.), **Kirchenaustritt – oder nicht?** Wie Kirche sich verändern muss, Freiburg 2018.
- Pfeffer, Klaus, **Kirchenaustritte dürfen uns nicht egal sein!**, in: Etscheid-Stams, Markus/Laudage-Kleeboerg, Regina/Rünker, Thomas (Hg.), *Kirchenaustritt – oder nicht? Wie Kirche sich verändern muss*, Freiburg 2018, 9–13.

(Dieser Aufsatz ist entnommen: *Lebendige Seelsorge Heft 05/2018, S. 331–335. Abdruck mit freundlicher Genehmigung des Echter Verlages Würzburg.*)

Ökumenischer Aufruf zum Weltgebetstag 2019:

Hoffnung auf gemeinsames Abendmahl



Der Weltgebetstag ist die weltweit größte Basis-Bewegung christlicher Frauen. Seit Jahrzehnten verbindet sie auch in Deutschland Christinnen und Christen unterschiedlicher Konfessionen in Gebet und Handeln für Frieden, Gerechtigkeit und Frauenrechte. Elf Mitgliedsorganisationen des Deutschen Weltgebetstagskomitees haben auf 1. März 2019 zur Teilnahme an den vielen dezentralen Gottesdiensten zum Weltgebetstag eingeladen. Ihr mit der Einladung verbundener ökumenischer Aufruf ist auch ein eindrücklicher Appell für ein gemeinsames Abendmahl aller Konfessionen und wird auch vom Vorstand des Bundesverbands unterstützt. Hier der Aufruf im Wortlaut. Auch nach dem Weltgebetstag 2019 bleibt er aktuell:

Ökumenischer Aufruf: »Kommt, alles ist bereit!«

Unter diesem Thema laden unsere Organisationen verschiedener christlicher Konfessionen in ganz Deutschland rund um den 1. März 2019 zu ökumenischen Gottesdiensten ein. Die Gebete, Texte und Lieder haben in diesem Jahr Frauen aus Slowenien verfasst. Für Christinnen und Christen überall auf der Welt sind ihre Worte auch die Einladung zur eucharistischen Tisch-Gemeinschaft, die wir immer noch nicht mit allen Konfessionen gemeinsam feiern können. Deshalb gilt unser Gebet in diesem Jahr besonders dem gemeinsamen Abendmahl der Christinnen und Christen, so wie es uns Jesus selbst aufgetragen hat:

»Ich bete darum, dass alle eins seien. Wie du, Vater, in mir bist und ich in dir bin, sollen auch sie in uns sein, damit die Welt glaubt, dass du mich gesandt hast.« (Joh 17, 21)

Die Trennung der Konfessionen am Tisch des Herrn ist für die im Weltgebetstag engagierten Frauen ein unerträglicher Zustand, denn sie stellt die Glaubwürdigkeit der christlichen Kirchen und Gemeinschaften in Frage. Wir rufen auf, mit uns rund um den 1. März 2019 zu beten für das gemeinsame Abendmahl und für eine gerechte Welt, in der alle Menschen mit am Tisch sitzen – unabhängig von ihrer Hautfarbe, Herkunft, Alter, sexueller Orientierung und Religion. Vertrauen wir auf die Kraft des Gebets.

- **Doris Hege**, Vorsitzende, Arbeitsgemeinschaft Mennonitischer Gemeinden in Deutschland K.D.Ö.R (AMG)
- **Lydia Ruisch**, Vorsitzende, Bund alt-katholischer Frauen (baf)
- **Katrin Brinkmann**, Frauenseelsorge in den deutschen Diözesen e.V.
- **Annette Grabosch**, Sprecherin, Forum Frauen im Bund Evangelisch-Freikirchlicher Gemeinden in Deutschland
- **Michaela Labudda**, Bundesvorsitzende, Bundesverband der Gemeindereferent/-innen Deutschlands e.V.
- Kommandeurin **Marie Willermark**, Territorialleiterin, Die Heilsarmee in Deutschland KdÖR
- **Benigna Carstens**, Evangelische Brüderunität – Herrnhuter Brüdergemeine
- **Susanne Kahl-Passoth**, Vorsitzende, Evangelische Frauen in Deutschland e.V.
- **Kerstin Pudelko-Chmel**, im Namen der Vorsitzenden des Frauenwerkes der Evangelisch-methodistischen Kirche
- **Dr. Maria Flachsbarth**, Präsidentin, Katholischer Deutscher Frauenbund e.V.
- **Mechthild Heil**, Bundesvorsitzende, Katholische Frauengemeinschaft Deutschlands

Hintergrund

Der Weltgebetstag wird jedes Jahr von christlichen Frauen aus einem anderen Land vorbereitet und am ersten Freitag im März in mehr als 120 Ländern rund um den Globus gefeiert. Glaube, Gebet und Handeln für eine gerechte Welt gehören in der weltweit größten ökumenischen Frauenbewegung untrennbar zusammen. Im Jahr 2018 kamen in Deutschland anlässlich des Weltgebetstags aus Surinam Spenden und Kollekten von über 2,5 Mio. Euro zusammen. Neben der internationalen Weltgebetstagsbewegung wurden mit diesem Geld 58 Frauen- und Mädchen-Organisationen in 26 Ländern gefördert.



Klausur der Berufsgruppenvertretung und immer noch »Heute bei Dir« – und wir?

Traditionell treffen sich die acht Vertreter*innen der Gemeindereferent*innen und die Assistentenvertreterin Ende Januar zur zweitägigen Klausur in Haus Overbach/Jülich.

In diesem Jahr gingen wir mit vielen Fragezeichen in die beiden Tage. Eigentlich lag nichts besonders an, und dennoch waren beide Tage angefüllt mit intensiven Überlegungen zur Entwicklung des Stellenwertes unseres Berufes im Bistum, vor allem im Hinblick auf den »Heute bei Dir«-Prozess und die vielen Fragezeichen und Unwägbarkeiten, die ein prozessorientiertes Arbeiten immer mit sich bringen. Nach wie vor sehen wir keine Einbindung der pastoralen Mitarbeiter*innen und es scheint, dass unsere Kompetenzen und Expert*innenwissen nicht gefragt sind. Zum Glück haben wir

uns zwischendurch aber auch – sprichwörtlich – geerdet, als wir uns mit der Emmaus-Perikope beschäftigten und auf den Weg machten mit den Fragen: Auf welchem Wegstück bin ich gerade persönlich und/oder im Hinblick auf unser Bistum unterwegs? Im Klagen und Trauern, in der Verzweiflung, im Gespräch, in der Hoffnung, im Erkennen, im Aufbruch und der Verkündigung der Neuen Botschaft? Deutlich wurde, dass es derzeit wenig Aufbruchsstimmung gibt, dafür aber umso mehr Fragezeichen und Verunsicherungen.

Doch wie so oft schon ist es uns gelungen, eine Wende einzuschlagen und am Aufbruch zu arbeiten. So entwickelten wir Ideen, um mit den Kolleg*innen unter dem Motto »Wofür brennst Du?« ins Gespräch zu kommen und so weiter aktiv an unse-

rem Berufsbild zu arbeiten und uns nicht entmutigen zu lassen – egal von wem.

Bei der Abschlussreflexion wurde uns einmal mehr die Weisheit bewusst, dass Manches einfach viel Zeit braucht: Denn bei dieser Klausur gab es viel Zeit für den intensiven Austausch, das Ringen um einen Weg innerhalb des Prozesses und die Suche nach einem guten Ergebnis und nicht einfach ein »schnell, schnell, das vertagen wir«, »das schreibe ich Dir«, »das schicke ich Dir«. Und es gab Zeit für kurze, heitere Auflockerungen und den beliebten Abendspaziergang – in diesem Jahr im Schnee, wobei wir als Berufsgruppenvertretung wirklich Spuren hinterlassen konnten. Herzliche Grüße aus Aachen.

● DOROTHEE JÖRIS-SIMON & SABINE GROTENBURG

Bericht der Mitgliederversammlung am 03.12.2018 in Stuttgart

Die Suche nach einer Neuausrichtung des Verbandes geht weiter



Wir haben am Montag, 03.12.18, den Versuch gestartet, mit dem Verband aus »Notfallmodus« wieder in den „Arbeitsmodus“ zu kommen. 24 Mitglieder kamen zur Versammlung, 30 weitere hatten sich entschuldigt. Damit waren wir zwar beschlussfähig, aber im Verlauf des Nachmittags stellten wir doch fest, dass wir keinen Vorstand wählen können. Es gab keine Kandidat*innen.

Damit stehen wir weiterhin vor der Aufgabe, den Verband und die Arbeit so umzugestalten, dass wir wieder arbeitsfähig werden. Wir entschieden uns mehrheitlich dafür, uns dazu einen Klausurtag Zeit zu nehmen, an dem wir uns auch inhaltlich mit Themen, Arbeitsweise und Satzung neu aufstellen wollen. Eine Vorbereitungsgruppe klärt die Einzelheiten zu Ort, Zeit, Programm...

Sobald diese Fragen geklärt sind, werden alle Mitglieder des Berufsverbandes zu diesem kostenfreien Klausurtag eine Einladung erhalten. Das Vorbereitungsteam freut sich über weitere Frauen und Männer die den Tag mit vorbereiten – Ansprechperson hierfür ist Susanne Walter.

Vier Arbeitsgruppen hatten seit Juni gearbeitet und uns ihre Ergebnisse mitgebracht. Die AG Satzung wird an der Neugestaltung der Satzung weiterarbeiten und

dies für den Klausurtag vorbereiten. In der Öffentlichkeitsarbeit wird die Homepage und die Facebookseite zunehmend wichtiger. Auch online-Befragungen könnten ein gutes Medium sein, untereinander zu kommunizieren. Raphael Schäfer betreut die Homepage-Seite, Cornelia Krieg ist auf Facebook aktiv und freut sich, wenn noch mehr Kolleg*Innen der Gruppe beitreten und Georg Wößner ist bereit, bei Online-Befragungen zu unterstützen, was dann auch verschiedene AGs nutzen könnten.

Die AG »Anfang« hat eine Befragung bei jungen Kolleg*Innen durchgeführt und die Antworten ausgewertet – die Antworten fielen sehr individuell aus, aber die Bereitschaft zu mehr Kommunikation ist durchaus da. Und die Arbeitsgruppe zur Entwicklung unserer Berufsgruppe GR stellte vor allem die Vielfalt der heutigen Herausforderungen in den Mittelpunkt ihrer Diskussion und die Notwendigkeit der partnerschaftlichen Zusammenarbeit aller an der Seelsorge Beteiligten. Es ist ein schwieriger Akt der Balance zwischen persönlichen Gefühlen von Frust und Freude einerseits und Freiheit und strukturellen Begrenztheiten unserer hierarchisch geführten Kirche andererseits.

Als Berufsverband können wir immer wieder und wieder dem Dienstgeber gegenüber über die Finger in die Wunde legen und

auf diese strukturellen Ungerechtigkeiten hinweisen – und gleichzeitig unsere Charismen und Schätze wertschätzen und weiterentwickeln. So lasst euch einladen, mitzudenken, mitzuarbeiten, mitzugestalten.

● UTTA HAHN

Weitere Information zur Zwischenzeit:

- Bis zur Wahl eines neuen Vorstandes werden viele Termine, die der Vorstand wahrgenommen hat ruhen.
- Ursula Renner und Angela Beck werden E-Mails und Anfragen soweit als möglich beantworten.
- Die E-Mail-Adresse des Verbandes: berufsverband-gr-drs@gmx.de wird weiterhin regelmäßig abgerufen. Angela Beck und Ursula Renner kümmern sich darum, dass wir unsere Adresse auf die drs-Adresse umstellen, da dies bessere Kapazität und einfachere Handhabung bedeutet.
- Die Führung der Kasse bleibt bis auf weiteres in den Händen von Ulrike Roth.
- Gabriele Fischer wird weiterhin in der AG Katechese der HA IV mitarbeiten.
- Derzeit bestehende AGs des Verbandes arbeiten weiter.
- Das Protokoll der Mitgliederversammlung geht demnächst allen Mitgliedern per E-Mail zu.
- Die Vorbereitungsgruppe für den Klausurtag sind derzeit: Susanne Walter, Klara Graf, Marion Faigle und Theresia Mattes. Weitere, auch jüngere Mit-Streiter*Innen sind herzlich willkommen.

Wie geht es weiter mit den Gemeinden?

Was eine ›gesamtpastorale Perspektive‹ nicht nur für den Beruf der/des Gemeindereferent*in bedeuten könnte

● Jan Loffeld, Mainz

0. Einleitung

Herzlich danke ich Ihnen zur Einladung zu diesem Vortrag. Wie Ihnen vielleicht auffällt, habe ich während der Vorbereitung den Titel ein klein wenig verändert und das hat seinen Grund: seit einem Semester arbeite ich an der Katholischen Hochschule in Mainz, wo im Studiengang Praktische Theologie vorwiegend Gemeindereferentinnen und -referenten ausgebildet werden. In diesem Zusammenhang bin ich vor wenigen Wochen auf ein Forschungsprojekt aufmerksam gemacht worden, das die Rolle und das Berufsbild der Gemeindereferenten für heute und morgen thematisieren möchte. Zugleich befinde ich mich derzeit in einer Art Zwischensituation, da ich zum kommenden Frühjahr an eine niederländische Universität wechseln werde. Der Utrechter Kardinal Eijk, Magnus Cancellarius der Fakultät dort, erzählte mir beim Vorstellungsgespräch vor einigen Wochen, dass sein Erzbistum vermutlich ab 2020 weder Gemeindereferenten noch Küster und Organisten einstellen können. Das machte mir neu bewusst, über welches Pfund wir im deutschen Sprachraum gerade mit den sog. pastoralen Laienberufen verfügen und wie gut beraten sind, es zu nutzen. Auch dazu möchte dieser Vortrag einen Beitrag leisten.

Diese verschiedenen Stränge sind somit der Anlass, diesen Vortrag als kleines Cross-Over Projekt zu starten: als Priester, der damit aus einer anderen »Berufsgruppe« kommt, möchte ich fragen, ob nicht die etwa durch das erwähnte Forschungsprojekt aufgeworfenen Identitätsfragen für alle pastoral Tätigen gelten? Kurzum: könnten nicht alle, die die Seelsorge im deutschen Sprachraum hauptberuflich verantworten, von den Identitäts-Fragen der pastoralen Laienberufe profitieren und mit bzw. von solchen Fragen lernen? Dieser Kairos schien mir in der Vorbereitung spannender als ein allgemeiner orientiertes Nachsinnen über das Miteinander pastoraler Berufsgruppen, wie es ursprünglich geplant war. Dabei möchte ich mit Ihnen an der vielsagenden Berufsbezeichnung dieser wesentlichen prägenden Gruppe im Volk Gottes ansetzen: Gemeindereferent*innen.¹

Der Begriff möchte offenbar insinuierten, dass diese Berufsgruppe hauptsächlich für die Gemeindeseelsorge ausgebildet werden, um in eben dieser ihr tätig zu werden, sie aufzubauen. Mit ein wenig Beobachtung aber lässt sich erkennen, dass es derzeit eine gewisse Orientierungslosigkeit an eben jenem sehr prominenten pastoralen Ort gibt, vom dem her sich die Bezeich-

nung dieser Berufsgruppe verdankt: der Gemeinde. Eine, wenn nicht gar die wichtigste kirchliche Sozialform scheint in die Jahre gekommen. Nach dem II. Vatikanum galt »die Gemeinde« im deutschsprachigen Raum als innovative Form einer »Kirche in der Welt von heute« und nie war die Pastoraltheologie – wie es der Grazer Pastoraltheologe Rainer Bucher einmal sagte – mithilfe eines Konzeptes so wirkmächtig wie in den Hochzeiten jener Gemeindeftheologie. Doch zusehends gehen der Gemeinde – so ebenfalls Bucher – nicht nur die Väter (also die Pfarrer), sondern auch die weiteren Familienmitglieder aus.

Verstehen Sie mich bitte nicht falsch: vermutlich verdanken die meisten von uns, auch ich, der Gemeinde, verstanden als Kirche am Ort, sehr viel. Ich selber arbeite sehr gerne in der Gemeinde, finde eine derartige Praxisanbindung gerade für Pastoraltheologinnen und -theologen sogar unerlässlich. Wenn es die Gemeinde nicht gäbe, müsste man sie – wie Matthias Sellmann einmal sagte – sogar erfinden, denn fast nirgendwo ist die Kirche antreffbarer als dort. Die Ortsgemeinde besitzt etwa mithilfe vieler Institutionen wertvolle, nicht zuletzt diakonale Infrastrukturen, die das Zusammengehen von Kirche und Welt auf beispielhafte Weise vorleben. Ebenso ermöglicht sie für die sogenannte »Kerngemeinde« eine religiös-spirituelle Heimat auf Dauer. Zugleich dürfen solche deutlichen Vorteile nicht darüber hinwegtäuschen, dass die Gemeinde dort, wo sie als *einzigste, wesentlichste und dauerhafte* kirchliche Sozialform verstanden wird, exkludierende Tendenzen aufweist. Die Grundfrage meiner Überlegungen soll daher sein: Was bedeutet eine heute immer notwendiger Neuorientierung der ortsgebundenen Pastoral über die Gemeinde hinaus für das Selbst- und Berufsbild von Gemeindereferent*innen und von daher für alle anderen pastoralen Berufsgruppen?

Dazu möchte ich im Folgenden mit Ihnen gedanklich diese Schritte gehen: Zunächst soll 1.) anhand zweier kurzer Zeitansagen aufgezeigt werden, warum sich die Gemeinde als dauerhaft-ortsgebundene kirchliche Sozialform derzeit verändert. Anschließend wird dies 2.) mithilfe des Begriffs der »Gesamtpastoral« aus der pastoraltheologischen Fachdiskussion eingeholt, um schließlich 3.) erste Konsequenzen für das Berufsbild von Gemeindereferent*innen sowie – von hier her – für alle kirchliche Berufsgruppen andeuten zu können. Dass diese eher gedanklich freigelassen formuliert sein werden, zeigt den erwähnten expliziten Werkstattcharakter aller folgenden Überlegungen an.

1. Die Gemeinde im Realitätsstrudel: wie ein Ideal unter Druck gerät

Die Gemeindeftheologie, die insbesondere während der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts entwickelt wurde, verbindet sich prominent mit dem Namen des ehemaligen Wiener Pastoraltheologen Ferdinand Klostermann. Er formuliert 1971:

»Kirche ist Gemeinde von ihrem innersten Wesen her, Gemeinde der mit Christus in Tod und Auferstehung zusammengewachsenen (Röm 6,5) und ›in Christus ein Leib« gewordenen Vielen (Röm 12,5). [...] Nur als so zu einer unaufhebbaren gemeindlichen Einheit, zu einer Gesamtpersönlichkeit, zu einem ›Groß-Ich‹ Zusammengewachsene kann man die Christen überhaupt erst unter jenen Bildern von Volk und Leib [...] sehen, ja sind diese Bilder überhaupt erst sinnvoll.«²

Was hier wie auch generell in gemeindeftheologischen Ausführungen geschieht, ist bemerkenswert: man führt wesentliche Begriffe, die auf dem II. Vatikanischen Konzil die Kirche beschreiben wollten, zur Gemeinde zusammen bzw. lässt diese in ihr aufgehen. Das Volk Gottes ist fortan die Gemeinde. Der Kirchenhistoriker Wolfgang Weiß beschreibt diese Prozesse im Hinblick auf die Verbreitung der Gemeindefidee durch die »Würzburger Synode« (1971-1975) wie folgt:

»War in den Texten des II. Vatikanischen Konzils der Begriff ›Gemeinde‹ noch praktisch unbekannt, so erlebte die Gemeindeftheologie mit der [Würzburger; J.L.] Synode einen geradezu schlagartigen Durchbruch. Nicht mehr ›Rette Deine Seele‹, sondern ›Wir bauen Gemeinde‹ wurde nun auf die Missionskreuze geschrieben.«³

Das Gegenbild zur Gemeinde war – auch dies wird bei der Lektüre der Texte von damals sehr deutlich – die Volkskirche, der man eine heilsindividuelle Engführung unterstellte. In der Volkskirche galt, ablesbar etwa an der Beichtpraxis: jede und jeder für sich, in der Gemeindefkirche sollte fortan gelten: Jede und jeder einzelne erhält insofern ihre bzw. seine Bedeutung, als sie bzw. er sich zu jenem »Groß-Ich« zusammenschließen lässt, das die Gemeinde verkörpert. Es ist hier nicht der Ort, um kritisch auf die theologischen und spirituellen Aspekte bzw. Prämissen eines solchen Kirchenbildes einzugehen, das schließlich weithin prägend wurde. Mich interessiert an dieser Stelle vor allem eine andere Frage: Passen Kollektivbegriffe wie ein auf Dauer angelegtes »Groß-Ich« als monopolhaft leitendes Kir-

chenbild in eine sich immer stärker verstädternde und beschleunigende Kultur bzw. Gesellschaft?

Dazu möchte in der gebotenen Kürze zwei aktuelle Zeugen zu Wort kommen lassen, die sich über unser Zusammenleben gerade unter den Stichworten Urbanisierung und Beschleunigung Gedanken machen. Der Münchener Soziologe Armin Nassehi unterscheidet in einem Artikel aus dem »Kursbuch« vom Juni vergangenen Jahres für das Europa der Gegenwart zwei Weisen von »Örtlichkeiten« wie er es nennt: das Dorf und die Stadt.

»Das Dorf ist vor allem von Gleichartigkeit geprägt. Tätigkeiten, die innerhalb eines Dorfes verrichtet werden, sind nicht wirklich gleich, aber insofern gleichartig, als sie sichtbar aufeinander bezogen sind und deshalb sehr sensibel auf Abweichung und Varietät reagieren. Hier hat alles und jeder und jede einen Ort, Rollen sind transparent und bekannt. [...] Städte dagegen haben es mit der Koordination von Disperatem zu tun, mit starken Unterschieden im Hinblick auf Tätigkeitsfelder, Aufgaben, Funktionen, Milieus und im Hinblick auf soziale Ungleichheit. Schon diese [...] Annäherung dürfte deutlich machen, dass das Städtische vor allem mit Unterschiedlichem zu tun hat, Komplexität und Unsichtbarkeit bewältigen muss. [Es; J.L.] kommt in Städten zusammen, was nicht zusammengehört.«⁴

Angesichts dieser Unterscheidung ist es wahrscheinlich nicht schwer zu erkennen, welche soziale Öffentlichkeit die Gemeindeftheologie vor Augen hat: das Dorf. Disperates, Diverses, allzu Komplexes stört dabei ein zumindest im gemeindeftheologischen Ideal angelegtes uniformes und biographisch lineares Kirchenbild. Hierfür können die zeitgleich mit Aufkommen der Gemeindeftheologie seit Jahrzehnten geführten Auseinandersetzungen um Fernstehende, Kasualienfromme oder einer Gemeinde »zwischen Ausverkauf und Rigorismus« Pate stehen. Zudem weist nicht allein die Tatsache, dass innereuropäisch wie global die Verstädterung soziographisch auf dem Vormarsch ist [– freilich inklusive aller globalen Gegenbewegungen –] auf eine gewisse Enge dieses Kirchenbildes hin. Vor allem zeigt die Beschreibung des Städtischen durch Nassehi auch Grundzüge einer sich immer stärker digitalisierenden Moderne an, welche in ihrer Diversität und Komplexität auch inmitten dörflicher, übersichtlicher Strukturen unter der Oberfläche zunehmend schon dominant und kulturprägend wird.

Als weiterer Zeuge für eine radikale Veränderung gegenwärtiger Lebensverhältnisse kann der Berliner



Foto: Markus Spiske@Unsplash

Sozialphilosoph Hartmut Rosa gelten. Rosa, der vergangenes Jahr gerade innertheologisch mit seinem Stichwort »Resonanz« breit rezipiert wird, hat bereits vor einigen Jahren unter dem Label »Beschleunigung« von sich reden gemacht. Er bringt das Problem wie folgt auf den Punkt:

»[...] Beschleunigung lässt sich definieren als Steigerung der Zahl an Handlungs- oder Erlebnisepisoden pro Zeiteinheit und ist als solche die Folge eines Wunsches oder gefühlten Bedürfnisses, mehr in weniger Zeit zu tun. [...] Die technische Beschleunigung [sollte; J.L.] rein logisch betrachtet zu einer Freisetzung von Zeit führen, die wiederum das Lebenstempo entschleunigen oder zumindest die Zeitknappheit überwinden oder lindern sollte. Da technische Beschleunigung bedeutet, dass weniger Zeit benötigt wird, um eine bestimmte Aufgabe auszuführen, sollten wir Zeit im Überfluss haben. Wenn es aber hingegen ganz im Gegenteil so ist, dass Zeit in modernen Gesellschaften immer knapper wird, dann haben wir es mit einem paradoxen Effekt zu tun [...]«⁵

Wenn diese Analysen Rosas zutreffen, dann lautet die pastorale Konsequenz: Dort, wo immer weniger Zeit zur Verfügung steht, sich Anforderungssituationen und ihre Zeitkontingente überlagern, scheint auch immer weniger Zeit für ein dauerhaftes Engagement in einer Ortsgemeinde zu sein. Da wird Freizeit zur qualitativ aufgeladenen Mangelware und etwa der Sonntagmorgen oder gemeindliche Abendveranstaltungen geraten unter einen enormen Zeit- bzw. Konkurrenzdruck. Da aber gemeindliche Kalender zugleich ebenfalls unter eine eben solche spätmodern- paradoxe Beschleunigungsdynamik zu geraten scheinen (man denke etwa an die Advents- und Fastenzeit), fällt die Gemeinde als Gegenort potentieller Entschleunigung großteils aus. Hier dienen kirchlicherseits eher – und dies nennt Rosa als säkularer Soziologe explizit – Klöster oder Medita-

tionskurse, um vorübergehend jenen Dynamiken zu entkommen. Die Gemeindeftheologie scheint hingegen davon auszugehen, dass Menschen geradezu das unaufschiebbare Bedürfnis verspüren, sich innerhalb eines Groß-Ichs einbinden zu lassen und dazu die zeitlichen Ressourcen selbstverständlich mitbringen. Punktuelle, okkasionale⁶, anlass- bzw. ereignishaft⁷ Formen der Beteiligung, die u.a. als Folge veränderter Zeitstrukturen deubar sind, werden seinerzeit noch nicht bedacht bzw. im Falle der Kasualpraxis nicht eigens gewürdigt.

Wenn nun die Gemeindeftheologie einerseits eine dörfliche und zugleich eine dem gegenwärtigen Zeiterleben wenig entsprechende Sozialform des Kirchlichen entwirft, stellt sich die Frage nach konkreten Alternativen. Eine, die seit einiger Zeit innerhalb der Pastoraltheologie unter dem Stichwort »Gesamtpastoral« diskutiert wird, möchte ich Ihnen kurz vorstellen. Dies auch vor dem Hintergrund, dass die Mehrzahl diözesaner Zukunftsplanungen sehr deutlich von einem pastoralen Gemeindefmonopol geprägt bleibt.

2. Die »Gesamtpastoral«: Ein Versuch, Transformationen konzeptionell zu würdigen

Der Begriff der Gesamtpastoral möchte ebenfalls wie jener der Gemeinde an die pastorale Neuverortung der Kirche und all ihrer Vollzüge durch das II. Vatikanum anschließen. Allerdings besitzt er vor allem zwei wesentlich andere Dimensionen: Gesamtpastoral denkt kirchliche Orte weitaus vernetzter, ereignishafter und dezentraler als die Gemeindeftheologie, die immer die Gemeinde als Heilsort wie Heilmittel gleichermaßen ins Zentrum stellte.⁸ Außerdem möchte die »Gesamtpastoral« eine wesentliche Dimension der Kirche, nämlich ihr »ad extra« deutlicher akzentuieren, als es die Gemeindeftheologie tat.

Der emeritierte Würzburger Fundamentaltheologe und Rahner-Schüler Elmar Klinger leitet solche Zusammenhänge vom Konzil aus her, wenn hier von der Pastoral im Ganzen und nicht von »Gemeinde« die Rede ist:

»Das Besondere der Pastoral konstitution liegt in ihrem Begriff der Pastoral. Er meint nicht mehr nur den priesterlichen Dienst am Laien, sondern den Dienst der Kirche insgesamt, also Priester und Laien zusammen, an der Welt im Ganzen. [...] Er ist konstitutiv für die Kirche [...] und betrifft alle Ebenen [...], daher auch der Begriff einer Gesamtpastoral, der sich bei uns noch gar nicht durchgesetzt hat.«⁹

Der konziliare Begriff von Pastoral wäre demnach Klinger zufolge der Dienst der Kirche insgesamt an der Welt. Sie definiert sich von ihrem Außen, also von Vollzügen und Bedürfnissen der Gegenwart her und weniger durch idealisierte Vergemeinschaftungserwartungen. Er ist prozess-, veränderungs- und ereignisaffiner als ein offenbar sehr statisch gedachtes gemeindekirchliches »Groß-Ich«.

Der bereits oben erwähnte Grazer Pastoraltheologe Rainer Bucher diagnostiziert auf Grundlage eines solchen Pastoralverständnisses bereits Ende der 1990er Jahre einen »Verlust der inneren Kohärenz der kirchenbildenden Orte«,¹⁰ die er wie folgt deutet:

»Das grundlegende Problem der deutschen katholischen Kirche kann [...] als ihr Mangel an vernetzten und als vernetzt wahrgenommenen Orten der Kirchenbildung beschrieben werden. [...] Die unterschiedlichen kirchlichen Handlungsfelder werden [...] nur sehr ungenügend im Sinne einer Gesamtpastoral wieder zusammengeführt. [...] Was weiß eine Gemeinde von der Caritas in ihrem Ort, welcher Austausch besteht zwischen jenen, die das Evangelium in der Schule und jenen, die es am Altar verkünden? [...] Vor allem aber fehlt es an einer wechselseitigen ›Kultur der Anerkennung‹ kirchlicher Orte [...] Ohne eine solche Kultur [...] schwindet [...] der reale innerkirchliche Zusammenhalt [...].«¹¹

Pastoral ist somit mehr als Gemeinde und Kategorialpastoral, wobei auch letztere nicht selten gemeindetheologisch aufgeladen wurde. Denken Sie nur an Begriffe wie Klinik- oder Hochschulgemeinde. Jede Gemeinde ist innerhalb der »Gesamtpastoral« Teil eines pastoralen Netzes, allerdings geht die Seelsorge faktisch wie theologisch nicht in der Gemeinde auf: das Volk Gottes ist weitaus vielgestaltiger, diverser, heterogener, als dass es sich durch »die Gemeinde«, wie sie gemeindetheologisch definiert wird, abbilden lassen könnte.

Weitaus kompatibler sowohl zu konzilstheologischen Vorgaben als auch zu komplexen, beschleunigten und pluriformen pastoralen Realitäten wäre daher jener Begriff der Gesamtpastoral zu profilieren, denn der emeritierte Tübinger Pastoraltheologe Ottmar Fuchs nun wie folgt definiert:

»Dies wäre eine künftige Gesamtpastoral: Ereignisnah flexibel und alltagskontinuierlich stabil, klein beweglich und groß vernetzt, wenig zentralistisch und doch dachgeschützt, niederschwellig und anspruchsvoll – für Menschen mit loser Bindung (eher kasual- bzw. prozessorientiert als auf längere Zeit) und für Menschen mit dichter und dauerhafter Anbindung. Bedingung dafür ist die gegenseitige Achtung der unterschiedlichen Vollzugsweisen der Pastoral, von Gemeinde- und Krankenhauseelsorge, von Jugendarbeit und Citypastoral, ein gegenseitiges Voneinander-Wissen, das für die anderen auskunftsfähig ist, und schließlich die Fähigkeit, Menschen wieder an andere Bereiche abzugeben und die Übergänge sanktionsfrei zu gestalten.«¹²

Ottmar Fuchs skizziert hier das Profil einer Kirche, in der entsprechende gesamtpastorale Anerkennungsprozesse die Basis gemeinsamer kirchlicher Weltpräsenz darstellen. Sie ist, wie der Titel dieser Intervention von Fuchs lautet, »durchgangsoffen und milieusensibel«. In ihr kann es kein Monopol aber auch keine Konkurrenz pastoraler Orte geben. Um ein konkretes Beispiel aus der Praxis zu nennen: ein Pfarrer wird froh sein, wenn einige seiner Oberministranten zu den Kar- und Ostertagen ein geistliches Jugendzentrum aufsuchen und in der Karwoche auf die Dienste dieser junger Menschen in seiner Gemeinde gerne verzichten, wenn und weil er vermuten kann, dass sie an diesem anderen pastoralen Ort vielleicht dem Geheimnis von Ostern intensiver auf die Spur kommen, als in ihrer Gemeinde. In der Realität ist aber häufig leider das Gegenteil der Fall: weil ein implizites Orts- und Gemeindeprinzip vorherrscht, wird anderen pastoralen Orten und Gelegenheiten eine geringere Relevanz und Wertigkeit zugestanden. Sie gelten dem eigentlichen pastoralen Paradigma »Gemeinde« gegenüber als subsidiär, werden in ihrer Qualität nicht danach bewertet, ob sie das Evangelium von einem »Leben in Fülle« berühr- und erlebbar machen möchten, sondern sind vor allem insoweit gut und brauchbar, als sie einen konkreten Support für die Gemeindeseelsorge ermöglichen. Messbar wird eine solche Qualität nicht selten an Beteiligungszahlen gemeindlicher Angebote, also an der Lebendigkeit einer Sozialform (!) und nicht des Evangeliums im Leben konkreter Menschen.

Einer gesamtpastoralen Konzeption geht es demgegenüber nicht in erster Linie um den Selbsterhalt der kirchlichen Gemeinschaft oder eines bestimmten pastoralen Ortes. Vielmehr ist jede soziale Größe, die Gemeinde wie auch jeder andere pastorale Ort von der Frage her zu bestimmen, inwieweit sie bzw. er einer wirksamen, also beiderseitig verstehbaren und heilsamen bzw. helfenden Verschränkung des Evangeliums mit realen Lebenswelten dient. Sie ist daher von ihrer Grundausrichtung diakonisch und darin evangelisierend, da sie jedes pastorale Handeln von dieser Grundfigur her versteht: wie berühren, verstehen und – im Idealfall – dienen das Evangelium und konkrete menschliche Existenzen im pastoralen Vollzug einander.

3. Versuch einer Neuverortung pastoraler Berufsgruppen

3.1 Pastoraltheologische Vorüberlegung

Wenn die Gesamtpastoral nun insgesamt – wie oben bei Klinger deutlich wurde – den Dienst der Kirche an der Welt, und damit, so Klinger, den gemeinsamen Auftrag von Priestern Laien ermöglichen möchte, dann muss dies Konsequenzen für alle Berufsgruppen im Volk Gottes haben. Lange, ich möchte sagen, zu lange haben wir uns mit der Verhältnisbestimmung von Priestern und Laiendiensten in der Kirche beschäftigt. Und sicherlich gibt es immer wieder und noch viele Verletzungen, wo das kirchliche Amt klerikalistisch überhöht oder durch eine bestimmte Form von Machtausübung missbraucht wird, die eher den Amtsträger als das Evangelium stark machen will. Die jüngere Diskussion um den »Klerikalismus« legt im Kontext der Diskussionen um die vielen Fälle sexualisierter Gewalt genau hier den Finger in Wunde – sehr berechtigt und hoffentlich heilsam – wenn auch um eines unermesslich hohen Preises willen.

Vorschlagen möchte ich, eingedenk all dieser Probleme und Konflikte, eine Bestimmung kirchlicher Berufe von der Sendung des Volkes Gottes her, das »Salz der Erde« oder »Licht der Welt« sein soll. Noch theologischer gesprochen: eine Bestimmung aller kirchlichen Berufe von ihrem Grundauftrag her, »Sakrament für die innigste Vereinigung mit Gott wie für die Einheit der ganzen Menschheit zu sein« (vgl. LG 1). Die unterschiedlichen Berufsgruppen im Volk Gottes hätten sich in diesem Sinne idealerweise von diesem Dienst und Auftrag her zu bestimmen: inwieweit dienen sie durch ihre Tätigkeit der Verschränkung von Kirche und Welt, von Evangelium und diversifizierten Lebenswelten, damit es konkreten Menschen hilft, mit dem Evangelium heilvolle, sie bereichernde, befreiende Erfahrungen zu machen? Damit steht weniger – wie bei der Gemeindeftheologie – der Erhalt oder Aufbau einer bestimmten Sozialform im Mittelpunkt der Pastoral, als vielmehr das Evangelium eines Gottes, der wirkliches Leben schenken möchte und zugleich konkrete menschliche Geschichten und Existenzen, denen dies an unterschiedlichen, vernetzten Orten zur Bereicherung werden kann. Oben ließ sich sehen, wie sehr die Gemeinde als Sozialform einerseits aufgrund sich verändernder soziokultureller Parameter erodiert, zugleich konnte

deutlich werden, wie eine gesamtpastorale Perspektive dies nicht nur auffangen, sondern auch erneut konzilstheologisch verorten möchte. Wenn dann Begriffe nicht nur Realitäten beschreiben helfen, sondern sie Wirklichkeiten ihrerseits auch prägen, ließe sich nun schlussfolgernd die Frage stellen, ob die Berufsbezeichnung »Gemeindereferent*in« noch angemessen ist und was dies vielleicht für alle pastoralen Berufe bedeuten könnte.

3.2 Ganz einfach »Seelsorger*in«, weil: theologisch verantwortet und säkular verständlich

Derzeit zeigt sich in den deutschen Diözesen folgendes Bild: inner- wie interdiözesan haben wir es für hauptamtliche Laiendienste in der Seelsorge mit Bezeichnungen zu tun, die vor allem eine gewisse technokratische Ordnungsfunktion erfüllen: wer was studiert hat, entsprechend besoldet wird und oder im kategorialen Bereich eingesetzt ist und etwa von daher »Pastoralreferent*in« heißt. Wäre es demgegenüber nicht aber passender und von der Sache her angemessener, eine Bezeichnung zu wählen, die eher dem oben hergeleiteten, gemeinsamen pastoralen Grundauftrag aller Berufungen im Volk Gottes entspricht? Außerdem: Sollte nicht die säkulare Verständlichkeit einer Berufsbezeichnung vor aller innerkirchlichen Hierarchisierungs- und Ordnungsfunktion das wichtigste Kriterium sein? Denn unsere Zeit stellt ja bekanntlich alle kirchlichen bzw. lebensweltlich fremden Begriffe und Selbstverständlichkeiten vor ihren Verstehens- und Nutzensvorbehalt: erschließt sich mir etwas auf den ersten Blick und wozu könnte ich es gebrauchen? Daher wandert die Autorität über Relevanzen bzw. Funktionalitäten in das Außerhalb kirchlicher Selbstverständlichkeiten und man kann daran schön studieren, wie sich diese Grundwirklichkeit von Gaudium et spes gerade in darin als handfeste Fremdprophetie sowie als ein eklatanter Verlust von Deutungshoheit erweist.

Denn: Wer weiß schon außerhalb des innerkirchlichen Sprechens, was eine Gemeindereferentin oder ein Pastoralreferent ist und was sie tun? – Und unabhängig von einer Engführung auf Gemeindedienste: was meint die Bezeichnung Referent? Was wird hier referiert oder für wen haben Gemeinde- bzw. Pastoralreferentinnen und -referenten zu referieren? Auch

im zweiten Wortteil ist die Bezeichnung nicht nur unverständlich, sondern auch sehr unglücklich gewählt.

Im Krankenhaus begegnete ich kürzlich bei einem Besuch einer jungen Dame, die sich uns bei einem kursorischen Besuch als »Seelsorgerin« vorstellte. Auf dem Krankenzimmer wurde ziemlich schnell von allen verstanden, wofür sie stand: sie repräsentierte die religiöse bzw. Sinndimension innerhalb der Institution »Krankenhaus«. Weitere Unterschiede, ob sie nun evangelisch oder katholisch war, welchen spezifischen Ausbildungsgang sie absolviert hatte, vielleicht sogar ob sie ordiniert bzw. geweiht war, war aus der dort vorherrschenden säkularen Perspektive zunächst unerheblich. Wichtig war, was sie ausstrahlte, wie sie kommunizierte und das sowohl fachlich – etwa in der Frage nach Gott und dem Leid – wie menschlich empathisch. Wichtig war es, so möchte ich es nennen, dass sie das, was sie verkörperte, zugleich anbot: eine Haltung und Dimension, die sich zur Deutung hinhält und darin Raum gibt für die Perspektiven und Fragen anderer. Ein Sich-Aussetzen und Anbieten, das gleichzeitig professionell-auskunfts-fähig ist und verletzbar bleibt.

Daher möchte ich mit der – gewiss noch nicht zuende gedachten – These schließen, dass sich alle pastoralen Berufe in erster Linie vom konziliaren Grundauftrag her verstehen lassen könnten, das Evangelium und konkrete Lebenswelten in Resonanz zueinander zu bringen. Dort, wo dies geschieht, ereignet sich Pastoral, ist Seelsorge. Daher – und dies wäre mein Diskussionsbeitrag – könnten alle Berufe im Volk Gottes, vor aller Unterscheidung in innerkirchliche Merkmale und Hierarchien diese Bezeichnung bekommen: Seelsorger*in. Dies könnte zwei wichtige Desiderate erfüllen: die Bezeichnung Seelsorger*in ist säkular offenbar verständlich (man denke nur an den Begriff der Notfallseelsorge, der bei vielen Katastrophenfällen auch in Nachrichten genannt wird) sowie aus praktischer und theologischer Sicht angemessener als andere Bezeichnungen, insofern er das oben hergeleitete Seelsorgeverständnis des II. Vatikanums verkörpert.

Zur Seelsorge in diesem Sinne beauftragte Laien könnten das Volk Gottes dadurch, dass sie diese Bezeichnung als ihre alleinige Berufsbezeichnung tragen, an den Grundauftrag aller erinnern: Kirche und Welt, Evangelium und Lebenswelten mit-

einander in einen wirksamen Austausch zu bringen – wie konkret und divers auch immer. Die Priester würden überdies von Gemeinde- bzw. Pastoralreferentinnen, die dann offiziell Seelsorger*in heißen, daran erinnert werden, dass auch sie in erster Linie und immer jenem konziliaren Grundauftrag des Volkes Gottes zu dienen haben, »Sakrament für die innere Vereinigung mit Gott wie für die Einheit der ganzen Menschheit« (LG 1) zu sein. Sie wären dann vielleicht als »priesterliche Seelsorger« zu bezeichnen.

Was dies jetzt nach innen – gewissermaßen – ad intra dogmatisch und näherhin amts-theologisch bedeuten kann, können und müssen Systematiker*innen gewiss eingehend reflektieren. Vorstellbar wäre ein Weiterdenken solcher Funktionen vom allgemeinen sakramentalen Wesen der Kirche her, worin beispielsweise der priesterlicher Dienst wiederum eine (!) Spezifizierung –

nicht Elitisierung! – bedeuten könnte. Prioritär ist und bleibt jedoch der gemeinsame diakonische und soteriologische Grundauftrag jeder Pastoral, als Kirche universales Sakrament des Heils für alle Menschen sein zu wollen.

Aber auch in dieser nicht unwesentlichen Frage gilt das Wort Otto Rehgels: »Die Wahrheit liegt auf dem Platz«, oder – etwas »frommer« – mit Papst Franziskus gesprochen: »Die Wirklichkeit steht über der Idee«.

Anmerkungen

1 Freilich gibt es auch die Bezeichnung »Pastoralreferent*in«. Diese ist in den meisten Diözesen – bis auf Münster – vor allem für Diplomtheolog*innen in der kategorialen Seelsorge reserviert.

2 Klostermann, Allgemeine Pastoraltheologie der Gemeinde, in: HB der Pastoraltheologie (1971), Bd III, 30.

3 W. Weiß, Die Würzburger Synode – Markstein oder Episode?, in: E. Garhammer (Hg.), *Ecclesia semper reformanda. Kirchenreform als bleibende Aufgabe*, Würzburg 2006, 65–84, 81.

4 A. Nassehi, Kein Editorial, in: *Kursbuch* 190 (2017), 3–9, 4.

5 H. Rosa, *Beschleunigung und Entfremdung*, Berlin 2013, 27 (erster Absatz) bzw. 30 (zweiter Absatz).

6 Först/Löffeld

7 Schüßler

8 Vgl. Löffeld, *Das andere Volk Gottes*, sowie *Communio Theologie in Grundsatztext zu Pastoral- und Gemeindeferent*innen: Communio als (sakramentales?) Mittel und weniger als Ziel* vs. LG 1.

9 E. Klinger, *Mich hat an der Theologie immer das Extreme interessiert*, Würzburg 2009, 87.

10 R. Bucher, *Kirchenbildung in der Moderne. Eine Untersuchung zu den Konstitutionsprinzipien der deutschen katholischen Kirche im 20. Jahrhundert*, Stuttgart 1998, 218.

11 Ebd., 219, 233, 265.

12 O. Fuchs, *Zukunft in der Gesamtpastoral. Durchgangsoffen und milieusensibel*, in: Bauer, Christian / Schüßler, Michael (Hg.), *Jeder Fluss hat seine Strudel. Praktisch-theologische Interventionen von Ottmar Fuchs*, Ostfildern 2010, 122–124, 123f.



Verbrechen und Vertuschung

Aspekte zu Missbrauch in der Kirche

Leserstimmen

Noch nie gab es zu einem Magazin so viele (und lauter positive) Rückmeldungen und Bitten um Zusendung von Exemplaren. U.a. wurden wir um 40 Exemplare für den Hauptausschuss des ZDK gebeten. Eine Bitte, der wir selbstverständlich sehr gerne nachgekommen sind. Da einige Personen darum gebeten haben, dass ihr Name nicht genannt wird, veröffentlichen wir hier anonymisiert ein paar Auszüge aus E-Mails zum Magazin:

»Herzlichen Dank für das Magazin und das Thema. Wirklich toll, Eindruck hinterlassend und nachdenklich machend. Wenn mir etwas fehlte dann die Frage ob es auch pastorale ›Laien‹ als Täter gibt und ob bzw. welche Wege des Verzeihens es geben könnte.«

»Ich verfolge ›Das Magazin‹ mit großem Interesse! Gerade das letzte Magazin hat mich sehr erschüttert. In meinem Alltag habe ich den Missbrauch in der Kirche eher ›übersehen‹. Wie das wohl viele Kollegen tun. Aber ihr Magazin hat mich sehr aufgerüttelt.«

»Der Bericht von Magda ist eindrücklich und voller Kraft. Ich könnte so viel dazu schreiben. Zum Beispiel, dass diese Geschichte ein Beispiel dafür ist, dass auch liberale aufgeschlossene Menschen in der Kirche übergriffig und missbräuchlich und verbrecherisch sind. Vor ein paar Wochen wurde ein liberaler Held meiner Jugend zu Staub. Für mich unvorstellbar, immer noch, eine Katastrophe. Er stand auf einem Sockel und ist sicher auch ursächlich dafür, dass ich heute der bin, der ich bin. Gerade das ist ja so verrückt, und das schreibst du ja auch in deinem Stück so deutlich.«

»Vielen Dank für die Zusendung des Magazins eures Berufsverbandes. Es gefällt mir sehr gut. Das Thema wurde mit großem Ernst und der notwendigen kritischen Haltung aufgegriffen. Besonders praxisnah fand ich die ›Hinweise für SeelsorgerInnen und BeraterInnen‹, denn ich kann mir vorstellen, dass viele KollegInnen erst einmal überfordert sind, wenn sie in der Praxis mit einem konkreten Fall konfrontiert sind. Ginge mir wohl auch so.«

»Ich danke Ihnen für Ausgabe 4/2018, im Grunde natürlich für alle Artikel. Besonders erwähnen möchte ich den bedrückenden Bericht von Magda, der beim Lesen tief berührt.«

»Also erstmal: Hut ab! Das habt ihr wirklich gut hinkommen. Soviel Offenheit, Klarheit und Sensibilität habe ich tatsächlich nicht erwartet. (...) Der größte Unterschied zwischen Kath. Kirche und Vereinen, Familien, Hilfeinrichtungen ist ja ›nur‹, dass die Machtstrukturen der Kath. Kirche so festgeschrieben und ja auch gewollt

sind, bzw. bisher nie daran ernsthaft gerüttelt wurde. Der Eingangsbericht von Frau Nagel hat mich echt berührt und fast umgehauen. (...) Allein schon krass, dass sie Situationen tatsächlich so geschrieben hat, wie es Betroffene formuliert haben, ohne Schönreden, ohne Vertuschung. »Magda« fand ich ziemlich gut, um zu verdeutlichen in welchem Zwiespalt sich Menschen befinden, denen sich Betroffene anvertrauen und auch welche Hürden und Umwege Betroffene nehmen müssen, um nicht »blöd angesehen zu werden«. (...) Ziemlich gut finde ich die Hinweise für SeelsorgerInnen und BeraterInnen. (...) Es liest sich tatsächlich so, als könnten die Verfasserinnen fühlen wie wichtig besonders die Klarheit von z.B. Rollen, Beziehung zueinander ist. Oder ganz am Anfang wie wichtig eine zügige Reaktion ist auf eine Anfrage. Das was da beschrieben ist, was ja nicht nur ein Hinweis für Seelsorger ist, sondern gleichzeitig auch die Erwartung/das Bedürfnis des Betroffenen beschreibt, ist sachlich super formuliert und für mich z.B. tatsächlich fühlbar und kommt bei mir tatsächlich an als »Da scheinen wirklich Menschen zu wissen, was wirklich wichtig ist und für Betroffene so schwer zu formulieren«.

»Mein persönliches Highlight im ganzen Heft sind die Forderungen des Diözesanrats der Katholiken im Erzbistum Köln. Am meisten Punkt 9. Die Forderung nach professionellen, extern durchgeführten Fortbildungen in der Priesterausbildung zum Thema Sexualität etc. (...) Die wenigsten aller Menschen, die Kinder missbrauchen haben eine grundlegende pädophile Neigung. Es geht um Macht und damit rückschließend um den eigenen (sexuellen) Selbstwert. Die katholische Kirche bietet besten Nährboden für beides.«

»Also neben der Abschaffung der Machtstrukturen ist die Eingliederung Reife der sexuellen Identität in die Priester-/ Ordensausbildung die wichtigste Bedingung, die geschaffen werden muss.«

»Meine Erwartungen habt ihr tatsächlich übertroffen. Chapeau!« · *Leserin, die als Kind von einem Familienmitglied missbraucht wurde.*

»Ich möchte Euch für das Schwerpunktthema danken. Es verdeutlicht einen schwierigen Aspekt in unserer Kirche und die Strukturen, die diese Art von Gewalt ermöglichen.

Was mich dabei beschäftigt hat, ist eine andere Gewalt, die ich selbst als Gemeindereferentin mehrfach erfahren habe: Mobbing, Drohung, Kleinmachen, Abwerten, Lügen. Ich habe meine Stelle daher mehrfach gewechselt, ich habe auf Seiten der Pfarrer viele unreife Persönlichkeiten erlebt, auch Menschen mit Persönlichkeitsstörungen. Trotzdem stand die Leitung hinter ihnen. Ich selbst wurde krank.

Einmal, als ich mich bei einem Pfarrer vorstellte, sagte er mir: »Da bin ich aber froh, dass Sie kommen. Ich hörte (vom Personalchef), es gäbe nur noch eine wildgewordene Emanze aus X«. Erst als ich ins Auto stieg, fiel es mir wie Schuppen von den Augen: Der Personalchef meinte mich, er hatte mich noch nie gesehen, gab aber die unqualifizierte Bewertung meines vorgesetzten Pfarrers einfach so weiter. Von KollegInnen, die z.B. Vikare supervidieren, höre ich, wie abwertend diese teilweise über pastorale Mitarbeiterinnen reden. Die Erfahrungen und Konfliktebenen im Rahmen der Supervision scheinen für die kirchliche Leitung nicht wichtig zu sein.

Ich persönlich bin in Therapie gegangen, habe mich psychologisch weitergebildet, um zu verstehen, was mit mir passiert ist, arbeite nicht mehr in der Pastoral. Es bleibt aber eine persönliche Verwundung und natürlich die Frage: Wieviel Schmerz wäre zu vermeiden gewesen, wieviel gute Energie hätte sich entfalten können, wenn kirchliche Leitung ihrer Verantwortung gerecht würde?«



73 Ouvertüren – ein neuer Weg ins Buch der Bücher



»Ein richtiges Buch, 700 Seiten, gebunden, mit Schutzumschlag und Lesebändchen«. Das ist mein erster Gedanke, als ich »73 Ouvertüren« zum ersten Mal in der Hand halte. Beim Aufschlagen sehe ich das Bild eines Mädchens, das mit geschlossenen Augen ein Buch so in der Hand hält, dass man sieht: Eben hat sie noch darin gelesen, nun bedenkt sie das Gelesene, lässt es wirken (*Virgen ninia meditando*, Francisco de Zurbarán, 17. Jahrhundert).

Das Bild ist sehr sorgfältig ausgewählt und möglicherweise erinnert sich jeder der 50 Autoren (davon ein Drittel Frauen) an Momente, in denen er wie das Mädchen ganz genau hingehört hat, was der Anfang des Schrifttextes, zu dem er einen Artikel verfassen wollte, in ihm bewirkt. Mit dem jeweiligen Fachwissen als Basis haben 50 Theologen, die meisten davon Professoren, literarische Auslegungen der Anfänge aller 73 Bücher der Bibel verfasst. Erreichen möchten Sie damit interessierte Leser*innen mit und ohne theologischer Qualifikation. Herausgeber sind Egbert Ballhorn, Georg Steins, Regina Wildgruber und Uta Zwingenberger.

Schwerpunktmäßig geht es in den 73 Ouvertüren – ein sehr passend gewählter Titel – um den jeweiligen Be-

ginn der einzelnen Bücher und somit um den Moment, in dem bei einem guten Text oder Buch Weichen gestellt werden für das, worum es geht. Immer wieder werden aber auch Schwerpunkte und Grundaussagen des ganzen Buchs in den Blick genommen. Über die 73 Anfänge hinaus geben Zwischentexte Anregungen zu ungewohnten Herangehensweisen.

Sehr ansprechend ist die Einführung von Arnold Stadler, die mit dem Gedanken endet, dass ein glücklich gelesenes Buch den Menschen ein neues Leben begleiten kann.

Wie liest man nun so ein Buch? Mein erstes Auswahlkriterium war: Mit welchem Buch sollte ich mich im Moment sowieso beschäftigen? Antwort: Jesus Sirach, da ich gerade dabei bin für einen liturgischen Verlag Gottesdienstentwürfe zu verfassen, in denen Texte aus diesem Buch vorkommen. Und was nun? Ich lese in verschiedene Kapitel hinein: Genesis, Tobit, das Buch der Psalmen, Amos...

Das Buch eignet sich dafür, zweckfrei den einen oder anderen Schrifttext mal wieder genauer anzuschauen. Es eignet sich aber auch dafür, sich für eigene Deutungen der Texte Anregungen geben zu lassen. Schön sind die Untertitel der Ouvertüren: Eine ethische Hausapotheke · Überleben in der Fremde · Fähige Frauen, Wirtschaftsflüchtlinge und gelungene Integration · Rätsellied · Nicht den Kopf verlieren · Befreiung zum verantwortlichen Leben (...).

Wer nun darüber nachdenkt, welche Bücher wohl gemeint sein könnten findet die Lösung auf Seite 37.

● REGINA NAGEL



◀ Egbert Ballhorn, Georg Steins, Regina Wildgruber, Uta Zwingenberger (Hg.)
73 Ouvertüren
Die Buchanfänge der Bibel und ihre Botschaft
Gütersloher Verlagshaus 2018

Buchvorstellung

Leben aus dem Osterglauben

ausgewählt & präsentiert von:
 ● MARCUS C. LEITSCHUH

Ostern war ein Einschnitt für die Jüngeren und Jünger. Ein Ereignis, das die Gemeinde prägte und bildete. Christinnen und Christen stehen seitdem für einen anderen Weg. Ein Blick auf Neuerscheinungen hilft, das Besondere am Christentum in Theorie und Praxis zu entdecken.

Der Bedarf an Trauerbegleitung wird größer, spezieller und umfassender. Viele Trauernde benötigen Impulse durch aktivierende Methoden und Übungen. Das Buch **»ÜbungsRaum Trauerbegleitung«** kommt dem Wunsch von Begleitenden entgegen, die nach zusätzlichen strukturierten Anleitungen suchen. Das Methoden- und Übungshandbuch stellt eine Fülle von Handhabungen und Fertigkeiten vor, die den Betroffenen einen anregenden Umgang mit ihrer Trauer ermöglichen. Zu 77 Begriffen wie Identität, Jahrestage, Neid oder Schuld findet sich nach einer kurzen inhaltlichen Darstellung des Themas, Impulszitate aus der Begleitungspraxis oder aus der schönen Literatur eine je gleich strukturierte Übung. Die dazugehörigen Arbeitsblätter sind auch als Download abrufbar und ausdrückbar.

Immer mehr Menschen wollen in die Stadt. Neben der Digitalisierung ist die Urbanisierung einer der großen Megatrends, der unsere Gesellschaft prägt. Die Umgebung prägt ihr Denken, ihr Sozial-

leben, ihren Alltag. Und auch die Art und Weise, wie sie glauben. Für Christen in der Stadt lautet die entscheidende Frage: Was können wir tun, um Menschen in der Stadt zu erreichen? Johannes Reimer versucht Antworten. Er untersucht in **»Gottes Herz für Deine Stadt«** die Struktur und den Alltag in unseren Städten, beschreibt die Motivation und Sehnsüchte der Menschen vor Ort, um anschließend Modelle und Strategien vorzustellen, mit denen es gelingen kann, Gemeinde und Kirche in der Stadt zu sein. Seine Überzeugung klingt dabei zunächst einmal verwirrend: »Wir müssen Gemeinden dort gründen, wo die Hoffnung stirbt.« Und das sind für ihn – bei aller sonstigen Attraktivität für die Menschen – die Städte.

Der Titel **»Raumkonzepte in der Theologie«** ist spannend. Deshalb hat es dieses Buch aus 2016 auch noch in unsere Buchvorstellungen geschafft. Angela Kaupp hat einen Sammelband herausgegeben, der dem Raum als Konstruktion und menschliches Design durch Handlungen nachspürt. Die vorliegende Publikation greift die wissenschaftliche Diskussion des Raumparadigmas auf und konfrontiert sie mit theologischen Fragestellungen. Beispiele aus Geschichte, Architektur und Bildungswissenschaften erweitern den Blick interdisziplinär, lateinamerikanische Theologinnen öffnen ihn kontextuell. Es geht um Menschen in diesen Räu-

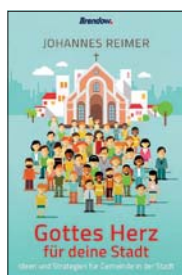
men und Kirche z.B. im Raum der Stadt. Ungewöhnlich. Besonders. Interessant.

Ebenfalls von Angela Kaupp ist der Sammelband **»Pluralitätssensible Schulpastoral«**. Gesellschaftliche und religiöse Pluralität, Ganztagschulen und der pädagogische Anspruch der Inklusion sowohl von Kindern mit Migrationshintergrund als auch von Kindern mit besonderem Förderbedarf erfordern ein Umdenken auch in der Schulpastoral. Im vorliegenden Band begeben sich Autorinnen und Autoren aus Wissenschaft und Praxis auf die Suche nach neuen Wegen: Aktuelle gesellschaftliche Umwälzungen und ihre Auswirkungen auf die Schulsituation werden soziologisch und schulpädagogisch analysiert. Praktisch-theologische Reflexionen, Impulse für die Aus- und Fortbildung sowie Beispiele gelungener Praxis machen das Buch zu einem guten Arbeitsbuch und auch zu einer Motivation für pluralitätssensibel arbeitende Schulseelsorgerinnen und Seelsorger.

»Religion im Dialog« ist ein neues Lehrwerk, in dem die Schülerinnen und Schüler unterschiedlicher Religionen ins Gespräch kommen. Das Lehrwerk verfolgt einen konfessionell-kooperativen Ansatz, der mit einem dialogischen Ansatz verknüpft ist. Durch diese Grundeinstellung ist es durch-



◀ Monika Müller, Sylvia Brathuhn und Matthias Schnegg
ÜbungsRaum Trauerbegleitung
 Methodenhandbuch für die Arbeit mit Trauernden
 Vandenhoeck & Ruprecht 2019



◀ Johannes Reimer
Gottes Herz für deine Stadt
 Ideen und Strategien für Gemeinde in der Stadt
 Brendow Verlag 2018



◀ Angela Kaupp (Hg.)
Raumkonzepte in der Theologie
 Interdisziplinäre und interkulturelle Zugänge
 Unter Mitwirkung von Andrea Spans
 Matthias Grünewald Verlag 2016





◀ Angela Kaupp (Hg.)
Pluralitätssensible Schulpastoral
Chancen und Herausforderungen angesichts religiöser und kultureller Diversität
Matthias Grünewald Verlag



◀ Hans Goller
Das Rätsel Seele
Was sagt uns die Wissenschaft
Butzon & Bercker 2017



◀ Erik Händeler
Himmel 4.0
Brendow-Verlag 2018

aus auch als Ideensammlung für katholische Katechese geeignet. So wird der Vielfalt der Schülerschaft und der Realität des Religionsunterrichts optimal Rechnung getragen: »Religion im Dialog« bezieht durchgängig evangelische und katholische Perspektiven bei Materialien und Aufgaben ein. Gleichzeitig werden jüdische und muslimische sowie verschiedene weltanschauliche Perspektiven eingebracht. Der Fokus liegt dabei auf gelebter Religion. Damit entstehen Lernarrangements, die dazu einladen, miteinander ins Gespräch zu kommen und sich auszutauschen. So können die Schülerinnen und Schüler sehen, wie verschieden sie sind und wo sie vielleicht auch etwas verbindet.



Im Alltag ist uns die Einheit von Körperlichem und Seelischem selbstverständlich und das Wort »Seele« aus unserer Sprache nicht wegzudenken. Aber welche Realität verbirgt sich eigentlich hinter dem schillernden Begriff der »Seele«? Ist die Seele mehr als das Gehirn? Wie sind dabei die Phänomene der Nahtoderfahrungen zu deuten? Ist der christliche Glaube an die Auferstehung der Toten vollkommen unvernünftig? Hans Gollers Buch »**Das Rätsel Seele**« bietet uns die erste umfassende Darstellung – von den Seelenvorstellungen der alten Völker über die Deutungen durch Philosophie und Theologie bis hin zu den Aussagen heutiger Psychologie und Hirnforschung. Eine spannende und

erhellende Zeitreise durch ein noch immer unerschlossenes Gebiet! Hans Goller selbst fordert dazu auf, den Menschen in seiner Lebendigkeit, seiner Ganzheit, seiner Einmaligkeit und seiner Ahnung von etwas Übernatürlichem oder Göttlichem nicht aus dem Blick zu verlieren.



Der schweizer Bestsellerautor und Mönch Martin Werlen legt mit »**Zu spät**« sein neues Buch vor. Er stellt darin eine radikale Diagnose für die Kirche und den Glauben heute, denn Schönreden helfe nicht mehr. Werlen sieht die Entfremdung der Kirche von den Menschen. Er beobachtet eine lähmende Stagnation – und bei manchen die Hoffnung, dass, trotz aller Abbrüche, alles beim Alten bleiben möge. Seine klare Diagnose: Diese Hoffnung trügt. Ein dramatisches Ereignis, eine wahre persönliche Begebenheit, die den Autor fast aus der Bahn geworfen hat, steht im Zentrum dieses autobiographisch geprägten Buches. Er rüttelt auf. Lesenswert.

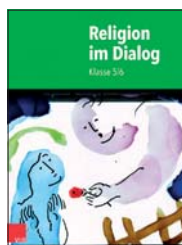


Die digitale Revolution stellt unsere Gesellschaft auf den Kopf. Für die Kirchen geht es darum, die sich ergebenden Chancen zu erkennen und zu nutzen! 4.0, das bedeutet: Unmengen an Informationen müssen strukturiert und bewältigt werden, jeder Facharbeiter wird zum Ex-

perten auf seinem Gebiet. Gefragt sind plötzlich ehrliche und offene Kommunikation, flache Hierarchien, Kooperationsfähigkeit sowie eine effiziente Streitkultur. Bestehen am Markt kann nur, wer diese neue Universalethik annimmt. Daraus ergeben sich ungeahnte Chancen für die Kirchen: Denn diese Universalethik kommt in ihren Werten dem christlichen Evangelium sehr viel näher als die stärker aufs Individuum und geschlossene Gruppen abzielenden Ethiken der Vergangenheit. Wenn die Kirchen es schaffen, die sich daraus ergebende neue Offenheit der Menschen zu nutzen, bekommen sie die einmalige Möglichkeit, mit ihrer Botschaft ganz neu Gehör zu finden. »**Himmel 4.0**« ist ein spannendes Buch zu diesem Thema.



Meister Eckhart ist heute wohl einer der bedeutendsten christlichen Mystiker und gilt als Erfinder des modernen Begriffs Gelassenheit. Meister Eckharts Lehre gilt als vielschichtig und komplex. Katharina Ceming stellt den Tambacher Meister und dessen vielseitige und spannende Lehre vor. Sie zeigt in »**Lass mal!**«, dass Meister Eckharts Ideen und Gedanken auch heute noch von großer Aktualität sind. Ein kurzweiliges, augenzwinkerndes, kluges kleines Buch über den wohl berühmtesten christlichen Mystiker des Mittelalters.



◀ Susanne Bürig-Heinze u.a. (Hg.)
Religion im Dialog
Klasse 5/6
Vandenhoeck & Ruprecht 2018



◀ Martin Werlen
Zu spät
Eine Provokation für die Kirche, Hoffnung für alle.
Herder 2018



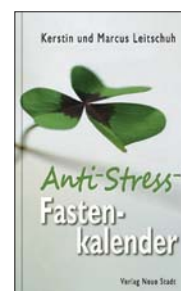
◀ Katharina Ceming
Lass mal!
Mit Meister Eckhart ins Hier und Jetzt
Vier Türme Verlag 2018



◀ Stefan Kleinknecht
Love your life!
70 Andachten im
WhatsApp-Stil
Gerth Medien 2018



◀ Robert Warren
**Auf dem Weg
der Erneuerung**
Vitale Gemeinden
entwickeln und leben
Neukirchener Verlag 2018



◀ Kerstin und
Marcus Leitschuh
**Anti-Stress-
Fastenkalender**
Verlag Neue Stadt 2019

Methodisch richtig zeitgemäß und kreativ ist »**Love your life!**« Stefan Kleinknecht hat 70 Andachten im WhatsApp-Stil geschrieben. Es wird mit Einstein und Gott persönlich »gechattet«. Eine witzige Idee, die aber nach zwei, zwei Texten auch wieder an Originalität verliert. Aber das Buch ist zumindest eine Materialband mit Unterricht und Gemeinde, wie man die Bibel und Religion auch einmal ganz anders vermitteln kann.



Barfuß laufen macht Spaß! Dabei spüren wir intensiver und fühlen uns besser ein. Diesen Umstand greift Dieter Altmannspurger in seinem Buch »**Barfuß die Bibel entdecken**« auf und zeigt einen neuen spielerischen und sensorischen Zugang zur Bibel auf. Er macht biblische Geschichten nicht mehr nur hörbar, sondern gleichzeitig erfahrbar. Dieses Praxisbuch ist für alle, die in Schule und Gemeinde tätig sind und regelmäßig biblische Geschichten vermitteln. Es wird kleinteilig erklärt, wie kooperative Abenteuerspiele angeleitet, durchgeführt und reflektiert werden können. Altbekannte, vertraute Geschichten können somit noch einmal ganz frisch und mit viel Bewegung entdeckt werden.



Robert Warren will den Kopf nicht hängen lassen. Auch in Zeiten der Verände-

rung und Krisen sieht er vitale, anziehende und wachsende Gemeinden. Mit »**Auf dem Weg der Erneuerung**« legt er ein Bekenntnis ab, was für ein der Kern der Gemeinde ist und wie wichtig das Gewinnen neuer Gläubiger ist. Das Buch geht auf der Grundlage der sieben Kennzeichen durch die wichtigsten Dimensionen der missionarischen Gemeindeentwicklung. Was Warren so unverwechselbar macht: Er fördert Haltungen und Werte. Für katholische Gemeinden und Ohren klingt er ab und an zu freikirchlich und missionarisch. Herausfordernd ist er aber allemal.



Mit seiner schonungslosen Analyse rüttelt in »**Kurskorrektur**« Hubertus Halbfas auf und stellt plausibel dar: Was vorbei ist, was sich ändert, was bleibt. Er sieht die Haltbarkeitsgrenze der Vermittlung des christlichen Glaubens in den Formeln der Tradition überschritten an. Mit deutlichen Worten stellt er vor, was sich ändern muss, damit das Christentum bleibt. Nächstenhilfe und Solidarität sind dabei für ihn die zentralen Begriffe. Er will, dass wir »mehr Jesus wagen« und sieht auch den Hindu Gandhi und Juden Korczak als »Jesuaner«. Eine lesenswerte Streitschrift.

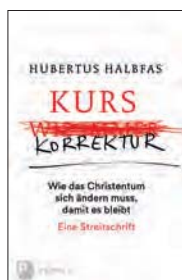


Und zum Schluss auch wieder mal eine Buchvorstellung aus eigener Produktion. In der Anti-Stress-Reihe ist ein neuer »**Anti-**

Stress-Fastenkalender« erschienen. Das Ziel: Ostern entgegengehen mit drei Minuten ruhiger Lektüre an jedem Tag der Fastenzeit. Impulse für ein Mehr an Leben und nicht für einen Verzicht um jeden Preis! Die Fastenzeit neu »füllen« durch zeitgemäße »Verzichtübungen« und Entscheidungen: nicht alles immer sofort haben und machen wollen, sondern jetzt bewusst das Wichtige wählen! Die griffigen Tagesimpulse dieses Taschenbuchkalenders helfen dabei. Damit dann ganz Ostern werden kann.



◀ Dieter Altmannspurger
**Barfuß die Bibel
entdecken**
Kooperative Abenteuerspiele für die
kirchliche und schulische Praxis
Neukirchener Verlag 2018



◀ Hubertus Halbfas
Kurskorrektur
Wie das Christentum sich
ändern muss, damit es
bleibt. Eine Streitschrift.
Patmos 2018



◀ **Lösung von S. 34**
»73 Overtüren«
Jakobusbrief · Tobit
Rut · Das Hohelied
Judith · Exodus

Zwischenruf

#TunWirWas als Osterbotschaft

Von Marcus C. Leitschuh

Martin Speer und Vincent-Immanuel Herr nennen sich kurz einfach »Herr & Speer«. Berufsbezeichnung: Aktivisten. Sie wollen die sogenannten »Millenials« und die »Generation Y« dazu bewegen, sich für Demokratie und die Gesellschaft einzusetzen.

Vor dem Hintergrund, dass die Wahlbeteiligung der jungen Menschen zwischen 18 und 30 sinkt, haben Sie sich an Johann Wolfgang von Goethe erinnert. Er sagte einmal »Das Schicksal jedes Volkes und jeder Zeit hängt von den Menschen unter 25 Jahren ab.« Ihre These: Die Millenials bringen sich noch nicht genug ein. Das politische Engagement der Generation Y ist definitiv ausbaufähig. Während einige Schüler in einen Schulstreik für das Klima eintreten, fliegen andere Jugendliche vom Weltjugendtag in Südamerika zurück. Was daraus folgt?

Die beiden Politaktivisten Herr und Speer verschaffen sich über Social Media Gehör. Unter dem Hashtag #TunWirWas rütteln die beiden Autoren auf und führen mit einfachen Handlungsanweisungen

die Jungen ins politische Geschehen. So das Ziel. Dass einfache Anweisungen manchmal auch vereinfachen, sei dabei hingenommen. Das kennt man ja auch vom Weltjugendtag. Am Ende entscheidet das Eintreten der Motivierten. Ihnen soll das Einmischen leicht gemacht werden, Demokratie erlebbar sein.

Am Anfang stand eine simple Idee: Jugendliche sollen Europa als friedensstiftende Größe erleben. Deshalb sollte jeder Europäer zu seinem 18. Geburtstag ein Interrail-Ticket geschenkt bekommen. Herr und Speer überzeugten mit ihrer Aktion #FreeInterrail. Ein Stein kam ins Rollen.

Ich finde #TunWirWas ist die perfekte Osterbotschaft. Ostern kam auch ein Stein ins Rollen. Die jungen Jüngerinnen und Jünger wurden zum Einmischen aufgefordert. Die gesellschaftspolitische Dimension des Christentums war nie zu verkennen. Kein Wunder auch, dass viele kirchlich engagierte Politikerinnen und Politiker nach dem 2. Weltkrieg die deutsche Demokratie mit aufbauten. Heute ist #TunWirWas aus christlicher Überzeugung

seltener geworden. Gut, dass es die 72-Stunden-Aktion des BKDJ gibt. Da wird die Osterbotschaft konkret, wenn es nicht beim Beten bleibt, wenn Taten folgen. Wenn die Welt ganz konkret ein Stückchen besser wird.

Herr und Speer geben einfache Ratschläge. »Einfach loslegen«, »sich informieren« oder sogar »der Bundesregierung auf Twitter folgen«. Wer die Welt verändern will, muss die Welt verstehen. So ihr Plädoyer. Für junge Christinnen und Christen lässt sich dieser Aufruf gut übertragen. Nicht nur bei den innerkirchlichen Themen, sondern gerade bei den Themen der Welt. Da dürfen ausgeschlafene Christinnen und Christen nicht fehlen, die was tun. Auf die Zukunft. Fertig. Los!



Vincent-Immanuel Herr /
Martin Speer
#TunWirWas
Wie unsere Generation
die Politik erobert
Droemer 2018

IMPRESSUM

Herausgeber

Bundesverband der Gemeindereferenten /
-innen und Religionslehrer /-innen in den
Diözesen der Bundesrepublik Deutschland e. V.

Geschäftsstelle

Peter Bromkamp · Ohmstraße 35
45711 Datteln
vorstand@gemeindereferentinnen.de
Tel. (0 23 63) 36 60 39

Redaktionsanschrift

v.i.S.d.P.: Regina Nagel
Friedhofstr. 6 · 74259 Widdern
Tel. (01 71) 286 89 76
redaktion@gemeindereferentinnen.de

Redaktion

Regina Nagel, Widdern
Peter Bromkamp, Datteln

und viele im Innenteil namentlich genannte
Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter.
Alle arbeiten ehrenamtlich!

Das Gemeindereferentinnen-Magazin versteht sich
als Diskussionsforum unterschiedlicher Perspektiven.
Namentlich genannte Autoren geben daher nicht
unbedingt die Meinung der Redaktion wieder. Eine
inhaltliche Zensur findet nicht statt.

ISSN 2191-6942

Titelfoto

Mpho Mojapelo@Unsplash

Karikaturen

Thomas Plafmann, Essen
Layout

Martin Kröger, Lindern (Oldbg.)

Druck

Offset Friedrich GmbH & Co. KG
Ubstadt-Weiher

Versand

Ökumenisches Arbeitslosenzentrum
Recklinghausen e.V.

Redaktionsschluss für die Ausgabe 2/2019:
2. Mai 2019 · Bitte vormerken!

Artikel bitte an

redaktion@gemeindereferentinnen.de

Fördermitgliedschaft

im Gemeindereferentinnen-Bundesverband

gemeindereferentinnen
bundesverband

Wunsch nach einer Berufsgruppenvertretung?
Interesse, die Arbeit des Bundesverbandes zu unterstützen?
Lust, regelmäßig das Magazin zu lesen?

Werden Sie Fördermitglied!

Fördermitglied können Sie werden, wenn Sie als Gemeindereferent/in in einem Bistum ohne Berufsverband arbeiten, oder wenn dieser Berufsverband nicht dem Gemeindereferentinnen-Bundesverband angeschlossen ist. Sie können auch Fördermitglied werden, wenn Sie in einem anderen Beruf als dem der Gemeindereferentin tätig sind. – Als Fördermitglied unterstützen Sie die Aufgaben und Anliegen des Bundesverbandes finanziell. Als Dankeschön erhalten Sie alle 3 Monate kostenfrei das Magazin zugestellt.

Bitte hier abtrennen.



Antrag auf Fördermitgliedschaft

Name:

Anschrift:

Tel.: **Fax:**

Mail: **Diözese:**

Beruf:

Einzugsermächtigung als SEPA-Lastschriftmandat

Ich ermächtige den Gemeindereferentinnen Bundesverband einmal jährlich zum 15. März Euro (mind. 15 Euro) als Mitgliedsbeitrag von meinem Konto mittels Lastschrift einzuziehen. Zugleich weise ich mein Kreditinstitut an, die vom Gemeindereferentinnen Bundesverband auf mein Konto gezogenen Lastschriften einzulösen. | **Hinweis:** Ich kann innerhalb von acht Wochen, beginnend mit dem Belastungsdatum, die Erstattung des belasteten Betrages verlangen. Es gelten dabei die mit meinem Kreditinstitut vereinbarten Bedingungen.

IBAN: DE..... **Name Kreditinstitut:**

Datum/Unterschrift:

Bitte senden Sie das Formular an:

Tanja Theobald · Schlossstraße 56 · 66798 Wallerfangen · Mail: tanja.theobald@t-online.de

Ist dies Ihre richtige Adresse?

Sie haben die letzte oder diese Ausgabe des Gemeindereferentinnen-Magazin gar nicht bekommen oder sie ist an eine falsche Adresse geliefert worden? Wenn Sie zu einem diözesanen Berufsverband gehören, melden Sie bitte Ihre richtige Adresse dort. Wir bekommen von den Diözesen rechtzeitig vor Versand eine aktualisierte Adressdatei geliefert. Wenn Sie Fördermitglied sind, geben Sie Ihre neue Adresse bitte direkt weiter an:

Stefan.Hain@gemeindereferentinnen.de

